

Es ist die Regel, dass ein Abbau nichtpolitischer Beamter nur wegen Wegfalls ihres Amtes erfolgen darf. Die Kommissare genieren sich jedoch nicht, die wahren, politischen Gründe offen einzugestehen. Herr Kähler, der Staatskommissar für das Unterrichtsministerium, erklärt einer Deputation rund heraus, er sei zur Durchführung einer Säuberungsaktion in das Amt eingesetzt. Selbst die deutschnationale Presse bescheinigte ihm, dass er kulturpolitisch eine Null sei; aber den ostelbischen Junkern ist eben der Kultusminister recht, dessen Sehnsucht nicht über ihre kulturelle Vorstellungswelt hinausgeht. Ausser Sozialdemokraten wirft man mit Vorliebe Beamate heraus, die aus der mittleren Laufbahn stammen. Die Sozialdemokraten hatten den Tüchtling unter ihnen den Zugang zur höheren Laufbahn erschlossen. Der Einfluss in feudalen Korps ausgesuchten Vertreter der "Gesellschaft" erzwingt ihre Entfernung. Die Herren wollen "unter sich" bleiben. Wieviele deutschnationale und nationalsozialistische Stimmzettel mögen gerade mittlere Beamte in die Urnen geworfen und damit zu deren Stimmen beigetragen haben!

Verbilligung? Wer lacht nicht! Die autoritäre Regierung lässt sich den Rausschmiss der Sozialdemokraten und die Stellenbesetzung mit dem Edelsten der Nation etwas kosten. Gewiss wird bei den in Ruhe gesetzten Beamten der Unterschied zwischen ihrem früheren Gehalt und dem Wartegeld erspart. Aber an ihre Stelle treten deutschnationale und schwarzweissrote Herren. Viele Beamte sind beurlaubt; ihr Amt wird von anderen wahrgenommen, und der Staat zahlt zwiefach. Mehr als hundert Beamte werden veretzt: vom Rheinland nach Schlesien, von Westfalen nach Pommern. Der Staat bezahlt ihnen doppelten Haushalt, Umzugskosten und Transport. Das geht bei vielen bis in die Tausende. Beamte werden einberufen und befördert, obwohl erstklassige Kräfte feiern müssen. Hunderttausende, ja bis in die Million gehende Summen werden verschwendet. Zum Kriegführen gegen den Marxismus ist das Geld der Steuerzahler nicht zu schade.

Die Organisationspolitik der Barone endet in Desorganisation. Ihre Personalpolitik führt zum Triumph des Couleurstudenten und des deutschnationalen Parteibuchs, ihr finanzielles Fazit ist das Defizit!

SPD. München, 21. November (Eig. Drahtb.)
Der Entschluss des Reichspräsidenten, Hitler mit dem Versuch einer Kabinettsbildung zu betrauen, hat bei der Bayerischen Volkspartei die schwersten Bedenken ausgelöst. Im Laufe des Montag haben nach der Rückkehr des Parteivorsitzenden Schäffer von Berlin den ganzen Tag über Besprechungen der führenden Mitglieder der Bayerischen Volkspartei stattgefunden. Am Abend fuhr Schäffer wieder nach Berlin zurück, wo sich am Dienstag die Reichstagsfraktion der Bayerischen Volkspartei mit der politischen Lage beschäftigen wird. Nach der Bayerischen Volkspartei-Korrespondenz wird man sich Hitler gegenüber auf folgenden Standpunkt stellen:

"Es fragt sich, ob sich unter der Führung eines Adolf Hitler der Gedanke einer "nationalen Konzentration" vernünftigerweise verwirklichen lässt. Da die Bayerische Volkspartei an dem Gedanken dieser "nationalen Konzentration" auch unter der veränderten Lage festhält, so muss sie nunmehr auch die Frage ernsthaft und reichlich prüfen, ob für sie in irgendeiner Form und in der bestimmte Voraussetzung irgendwie eine direkte oder indirekte Unterstützung des Hitler'schen Regierungsexperiments in Frage kommen kann. Es liegt auf der Hand, dass es sich hierbei um das gewagteste und gefährlichste Experiment der deutschen Politik handelt. Darum bedarf es reiflicher Ueberlegung, ob es die Bayerische Volkspartei auf sich nehmen kann, allerdings unter ganz bestimmten Bedingungen der Bestellung einer Regierung Hitler nicht zu widersprechen. Diese Bedingungen müssten dahin gehen, dass ein verfassungsmässiges Weiterregieren

im Reich garantiert und die Aufrichtung einer nationalsozialistischen Par-
teidiktatur unter allen Umständen unmöglich gemacht wird. Die Bayerische
Volkspartei könnte keinen Finger für eine Regierung führen, die sich nicht
einwandfrei verpflichtet, die Rechte der Länder zu achten und eine Reichsre-
form zu betreiben, die den Ländern das zurückgibt, was sie zur Aufrechter-
haltung eines echten bundesstaatlichen Lebens brauchen. Unmöglich könnte die
Bayerische Volkspartei ihre Zustimmung dazu geben, dass nicht nur die Füh-
rung der Reichsgeschäfte, sondern gleichzeitig auch die Führung Preussens in
die Hände der Nationalsozialistischen Partei gelegt wird."

SPD. Der Kuhhandel um die "nationale Konzentration" geht weiter. Der
grundsätzliche Gegner des Parlamentarismus, Adolf Hitler, hat sich grundsätz-
lich bereit gezeigt, die Möglichkeit zur Bildung einer parlamentarischen
Mehrheitsregierung unter seiner Führung zu prüfen. Einen entsprechenden Auf-
trag, den ihm der Reichspräsident am Montag erteilte, hat er entgegen allen
Erwartungen keineswegs abgelehnt.

Hindenburgs Auftrag an Hitler lautet festzustellen, "ob und unter welcher
Bedingungen eine von ihm geführte Regierung eine sichere arbeitsfähige Mehr-
heit mit einheitlichem Arbeitsprogramm im Reichstag finden würde". Die For-
mulierung dieses Auftrags war ebenso wie die Formulierung der Hitler von
Hindenburg in die Hand gedruckten besonderen Bedingungen bereits am Sonntag
erfolgt. Diese Bedingungen besagen mehr oder weniger, dass die Deutschnatio-
nalen der "sicheren Mehrheit" unter allen Umständen angehören müssen, dass Ver-
bindungen dieser Mehrheit mit anderen politischen Parteien wie beispielsweise
während des Berliner Verkehrstreiks zwischen Kommunisten und Nationalsozia-
listen zu unterbleiben haben, die Wirtschaftspolitik der Papen-Barone fortge-
setzt werden und eine Abänderung des Artikels 48 durch Zweidrittelmehrheit
ausgeschlossen sein muss. Schliesslich soll noch die Kontinuität der Wehr-
und Aussenpolitik gewährleistet werden. Also Schleicher und Neurath sollen
bleiben.

Wer diese Bedingungen formuliert hat ist nicht schwer zu erraten. Sie
sind Geist vom Geiste der Hugenberger und der Papen-Barone. Vielleicht war
Hugenberg nicht persönlich dabei, als sie fabriziert wurden, aber dass er von
ihnen gewusst, bevor Hitler sie kannte, das steht ausser allem Zweifel. Die
Beziehungen des Herrn von Papen zu Hugenberg sind zu eng, als dass der eine
dem anderen in letzter Zeit etwas verschwiegen hätte. Nur ist für uns die
Frage offen, wer von beiden in diesen Krisentagen mehr auf den Reichspräsi-
denten gegen Hitler eingewirkt hat und ob die Bedingungen an Hitler am Sonntag
in Gegenwart des Herrn von Papen in der Reichskanzlei oder im Büro des Reichs-
präsidenten ihren letzten Guss erhielten. Dass insbesondere Herr von Papen
dabei war, dürfte er selbst am wenigstens bestreiten wollen. Er hat seit jeher
nach dem Grundsatz gehandelt, dass eine Rache der anderen Wert ist.

Hitler hat den Ball, den ihm Hindenburg zugeworfen hat, am Montag abend
zurückgeworfen. Er hat die Bedingungen des Reichspräsidenten mit einer Reihe
von Fragen an den Staatssekretär Hindenburgs beantwortet, die am Dienstag
erledigt werden sollen. Dabei geht es weniger um den Willen, allen Ernstes
eine "nationale Konzentration" zustandezubringen, als darum, wer schliesslich
der Sündenbock ist, wenn die "nationale Konzentration" scheitert. Schon die
Art, wie die Bedingungen an Hitler zustande gekommen sind, zeigt, welches
Spiel um die "nationale Konzentration" gegenwärtig gespielt wird. Hugenberg
will sie nicht. Er will sie unter keinen Umständen unter Hitler. Wenn Hitler
dennoch den Auftrag erhielt, den Versuch zu einer Verständigung zu machen,
dann nur um nach aussen zum Ausdruck zu bringen, dass auch er nicht in der
Lage ist, für die Baronswirtschaft einen zufriedenstellenden Ersatz zu

schaffen. Im Lager der Nationalsozialisten ist man sich über das deutschna-
tionale Intrigenspiel völlig im klaren. In der Unterredung, die am Sonntag
zwischen dem Reichstagspräsidenten und den Zentrumsführern Joos und Brüning
stattgefunden hat, machte Goering seinem Herzen über die Harzburger Freunde
von gestern offen Luft. Allerdings liess diese Besprechung nach unseren Infor-
mationen auch den Schluss zu, dass ernsthafte Neigung zu einer Beteiligung
an der Regierung bei den Nationalsozialisten neuerdings keineswegs mehr be-
steht. Der Rückschlag bei den letzten Wahlen hat ihren Machthunger gegenwärtig
anscheinend stark gedämpft.

So ist damit zu rechnen, dass das gross angelegte Intrigenspiel um die
"nationale Konzentration" innerhalb 24 oder 48 Stunden wie das Hornberger
Schiessen zu Ende geht. Offen bleibt vorläufig nur die Frage: Wer betrügt wen?

SPD. Oldenburg, 21. November (Eig. Dr.)

Welches Gesinde im Paradies Oldenburg von der Naziregierung als Hilfs-
polizei eingestellt worden ist, bewies eine Verhandlung vor dem Landesschöf-
fengericht in Oldenburg.

In Rüstringen hatte der in Uniform befindliche Obermatrose Tegethoff von
der Reichsmarine das Pech, in der Dunkelheit eine Scheibe einzustossen. Der
Matrose wollte dem Besitzer den Schaden ersetzen. Inzwischen waren aber zwei
Schutzpolizisten erschienen, die sofort mit dem Gummiknüppel auf den Marine-
soldaten losschlugen. Er flüchtete, wurde aber eingeholt, zu Boden geschlagen
und "bearbeitet". Noch auf dem Polizeirevier setzten die "Ordnungspolizisten"
ihre Misshandlungen fort, sodass der Oberstabsarzt der Reichsmarine in seinem
Gutachten feststellte: Der Matrose müsse "wie ein Stück Vieh" behandelt wor-
den sein. Noch sechs Wochen später war das Auge des Soldaten blutunterlaufen.
Obendrein erfolgte gegen ihn eine Strafanzeige. Angesichts der geschilderten
Polizeimethoden sprach das Gericht den Matrosen frei. Die Arbeiterschaft
von Wilhelmshaven und Rüstringen kennt aus eigener Erfahrung zahllose ähnliche
Fälle von Misshandlungen und Provokationen durch die Nazi-"Hilfspolizei".

SPD. Genf, 21. November (Eig. Drahtb.)

Der Reichsaussenminister hatte am Montag eine längere Aussprache mit
dem englischen Aussenminister über die Möglichkeiten einer Rückkehr Deutsch-
lands zu den Verhandlungen der Abrüstungskonferenz. Von deutscher Seite wird
betont, dass der deutsche Standpunkt nach wie vor unverändert sei, doch bringe
man der Wiederbeteiligung Deutschlands das allergrösste Interesse entgegen.
Englands Vorschläge würden dem deutschen Standpunkt schon mehr gerecht, doch
müsse man jetzt erst feststellen, wie weit Frankreich geneigt sei, praktisch
auf dem von England vorgeschlagenen Weg mitzugehen.

Abends verhandelte Neurath mit dem amerikanischen Delegierten Norman
Davis über das Abrüstungsproblem.

SPD. Hannover, 21. November (Eig. Dr.)

Die nationalsozialistischen Oppositionsgruppen aus Berlin, Düsseldorf,
Hamburg, Braunschweig, Mitteldeutschland, Sachsen und Schlesien schlossen
sich in Hannover zu einer Partei zusammen. Hitler und seiner Partei wurden
während den Besprechungen eine ganze Reihe von Freundlichkeiten gewidmet.
U.a. wurde behauptet, dass Hitler seinen Röhms nicht verabschieden könne,
weil er zu Röhms in einem Hörigkeitsverhältnis stehe.

SPD. Hagen, 21. November (Eig. Drahtb.)

Vom Landgericht Hagen wurden nach dreiwöchentlichen Verhandlungen die für den Zusammenbruch der "Genossenschaftlichen Eisenhandlungen" verantwortlichen Direktoren und Prokuristen abgeurteilt. Lippold und Thüner erhielten fünfzehn bzw. neun Monate Gefängnis sowie 7000 und 3000 Mark Geldstrafe. Velder und Dr. Tretrup erhielten Geldstrafen. Dr. Kaurtman wurde freigesprochen.

Die von den Schuldigen zugrunde gerichtete Firma war ein genossenschaftlicher Zusammenschluss von Eisengrosshändlern. Der monatliche Umsatz betrug zwei Millionen Mark. Durch Fehl- und Falschspekulationen ging das Unternehmen zugrunde. 1800 Gläubiger verloren ihr Geld und wurden teilweise ruiniert. Das Ende war dieser Riesenprozess, bei dem die Angeklagten wegen Betrug, Konkursvergehen, Untreue und Wechselfälschungen jenen Weg gegangen sind, den auch die Favagdirektoren, die Lahusen, die Raiffeisendirektoren, die Leiter der Danat, der Schultheissbrauerei und zahllose andere nationalen Wirtschaftsführer beschritten haben und der kennzeichnend ist für den Verfall des Kapitalismus.

SPD. Genf, 21. November (Eig. Drahtb.)

Der Völkerbundsrat begann am Montag mit der Beratung des Mandschurei-Berichts der Lytton-Kommission. Von China ist Aussenminister Wellington-Koo anwesend. Japan hat den früheren Präsidenten der südmandschurischen Eisenbahn Matsuoka entsandt. Die ausserordentliche Bedeutung der Tagung wird unterstrichen durch die Anwesenheit der Aussenminister von England, Deutschland, Tschechoslowakei, sowie der ständigen Delegierten der übrigen Ratsmächte, unter ihnen Paul Boncour für Frankreich und Mussolinis Kabinettschef Aloisi. Ungeheuer ist das Aufgebot der chinesischen und japanischen Delegation, sowie der Andrang von Presse und Publikum.

Die Sitzung wurde von de Valera eröffnet, der an die Einsetzung der Lytton-Kommission durch Ratsbeschluss am 10. Dezember 1931 erinnerte, der Kommission dankte und feststellte, dass der Bericht eine feste Richtlinie für Entscheidungen in dieser schwierigen Frage liefere. Die Aussprache über den Bericht wurde eröffnet von Matsuoka-Japan: Der Bericht stelle eine wertvolle Schilderung der Ereignisse dar, und enthalte ganze Kapitel, mit denen Japan völlig übereinstimme. Indessen entsprächen viele seiner Schlussfolgerungen nicht dem, was ein längeres Studium aufgezeigt hätte. Die Lage Chinas sei zu vertrauensvoll geschildert. Durch die ewigen Bürgerkriege der Generäle habe sie sich in den letzten zehn Jahren immer wieder verschlechtert und sei eine Bedrohung für Japan geworden. Die Gefahr des Kommunismus sei sehr nahe gerückt. Die Fremdenfeindschaft habe alle anderen Mächte veranlasst, starke Garnisonen und Kriegsschiffe in China zu unterhalten. Nirgends sonst auf der Erde sei dies notwendig. Japan habe weniger Truppen und Kriegsschiffe in China wie England oder Amerika. Das beweise seine friedlichen Absichten. China sei kein organisierter Staat. In der Mandschurei habe sich die Fremdenfeindschaft nur gegen Japan gewandt, das zu lange geduldig gewesen sei. Japan habe die Mandschureifrage nicht vor dem Völkerbund zur Sprache gebracht, weil das japanische Nationalgefühl eine auswärtige Intervention in der Mandschurei nicht ertragen hätte, die Lage der Japaner in der Mandschurei während der langen Prozedur gefährdet gewesen wäre und die japanische Mentalität und die des Okzidents grundverschieden seien. Der Mensch des Okzidents diskutiere nicht lange, ehe die Lage unhaltbar werde, während der Japaner viel zu lange warte in der Hoffnung auf eine glückliche Lösung. Japan aber bestreite die Auffassung des Berichts, dass die Mandschurei ein untrennbarer Bestandteil Chinas gewesen sei. Nur der Wille ihrer Diktatoren habe sie mit einer oder der anderen chinesischen Regierung gelegentlich verbunden. Die Errichtung des Mand-

schukuo-Staates sei die einzig mögliche Lösung. Ziehe man eine andere Lösung auch nur in Betracht, so müsste die gesamte Lage im fernen Osten schweren Störungen ausgesetzt werden. Japan könne daher eine andere Lösung überhaupt nicht in Betracht ziehen.

SPD. Genf 21. November (Eig. Draht.)

Am Montag-Nachmittag hörte der Völkerbundsrat die Darlegungen des chinesischen Aussenministers Wellington-Koo zum Lytton-Bericht.

Chinas Volk und Regierung hätte so führte der chine sche Aussenminister aus - den Bericht anerkannt. Während der Reise der Kommission sei er als chinesischer Beisitzer dauernd von japanischen Detektiven umgeben gewesen, die ihm viele Schwierigkeiten gemacht hätten. China sei kein unorganisiertes Land. Es sei nur in den Schwierigkeiten des Uebergangs zu einem modernen Staat. Der Aussenhandel Chinas sei von 1,5 Milliarden RM im Jahre 1911 auf 3,3 Milliarden RM im Jahre 1930 gestiegen, also in den letzten 20 Jahren um 158 Prozent. Beurteile man die Organisation eines Staates nach seinen äusseren Beziehungen, so müsse man in Japans Organisation die stärksten Zweifel setzen, weil es sich unfähig erwiesen habe, gegen den Willen seiner Militärkaste seine internationalen Verpflichtungen einzuhalten. Japan habe die Einigungsbestrebungen in China immer wieder gewaltsam gestört und zwar aus Angst, ein geeignetes China nicht mehr unterwerfen zu können. Chinas mangelnde Stabilität bedrohe nicht die neue Ordnung des internationalen Lebens auf der Basis des Rechts und der friedlichen Regelung von Streitfällen. Der Boykott japanischer Waren sei eine natürliche Reaktion und eine legitime Verteidigung des chinesischen Volkes gegen den flagranten Angriff Japans. Der chinesische Nationalismus sei nicht fremdenfeindlich, sondern wolle nur seinem Volk die wichtigsten Rechte durch Verständigung wiedergeben und gerade die Rechte, die ihm in der Zeit der Schmach mit Gewalt genommen worden seien.

Zur Lösung des Mandschurei-Konflikts selbst erklärte der chinesische Aussenminister, dass sie in der ausserordentlichen Völkerbundsvollversammlung erfolgen müsse, während Japan bisher immer noch gehofft hatte, mit dem Rat allein durch Verhinderung der Einstimmigkeit fertig zu werden. China werde seine Vorschläge später machen. Inzwischen berufe es sich auf das oberste Prinzip, das vom Lytton-Bericht aufgestellt werde: "Jede Lösung muss den Bestimmungen des Völkerbunds-, des Kellogg-Paktes und des Neunmächtevertrags entsprechen". Darüber hinaus stelle China folgende weitere Prinzipien für die Lösung auf: 1) Man dürfe den Angriff nicht belohnen. Deshalb könne man von China nicht verlangen, dass es auf Rechte verzichte, die es vor diesem Angriff besessen habe. 2) Ein Staat, der durch Verträge gegen einen Angriff von aussen geschützt sei, müsse das Recht auf Wiederherstellung der Schäden haben. China behalte sich vor, bei der Regelung die nötigen Reparationen zu verlangen. 3) Die Entschliessungen von Rat und Vollversammlungen bleiben in Kraft. Daher bilde die auch von Japan übernommene Zurückziehung der Truppen eine unerlässliche Voraussetzung für eine Regelung von Dauer. Die Gerechtigkeit verlange, dass keine Regelung diskutiert werde, ohne dass die Nötwendigkeit anerkannt sei, zuvor dem Druck der militärischen Besetzung und dem Druck der durch Gewalt geschaffenen vollendeten Tatsachen ein Ende bereitet sei.

Angesichts der unversöhnlichen Schärfe, mit der die Standpunkte der Parteien einander gegenüberstehen, wagte keine Ratsmacht am Montag irgendeine Äusserung. Der Präsident vertagte die Diskussion schliesslich auf Mittwoch.

SPD. Paris, 21. November (Eig. Drahtb.)

Der neue deutsche Botschafter Köster überreichte am Montag dem Präsidenten der Republik sein Beglaubigungsschreiben.

In der Ansprache, die der Botschafter nach der Ueberreichung des Schreibens an den Präsidenten richtete, heisst es, dass zwischen Deutschland und Frankreich noch ernste Fragen zu klären und manche Schwierigkeiten zu überwinden seien. Dieses aber werde gelingen, wenn die deutsche und die französische Regierung an die vor ihnen stehende Aufgabe mit dem Entschluss herantrete und sie in aufrichtiger Zusammenarbeit auf der Grundlage der Gerechtigkeit und Billigkeit der Lösung zuführen würde.

Präsident Lebrun erwiderte, dass er mit Genugtuung von den Absichten Kenntnis genommen, die der neue Botschafter für die Erfüllung seiner Aufgabe an den Tag legen wollte. Er könne versichern, dass der deutsche Botschafter bei der französischen Regierung für die gerechte und den bestehenden Verpflichtungen entsprechende Regelung der zwischen Frankreich und Deutschland schwebenden Fragen die Unterstützung finden werde, die seinem "hervorragenden und so geschätzten Vorgänger" nie gefehlt hat.

SPD. Helsingfors, 21. November (Eig. Dr.)

Im Lappo-Prozess wurden die vier Hauptschuldigen und Anführer der weissen Terrorbanden zu je neun Monaten Gefängnis verurteilt; der Geldgeber, Kommerzienrat Haarla erhielt sechs Monate Gefängnis. 84 andere Zugteilnehmer erhielten weitaus geringere Strafen, wobei 32 Verurteilte bedingt und 20 völlig begnadigt wurden. Der Rest wurde freigesprochen.

Damit endet die Prozesskomödie gegen die Lappo-Banden. Die wahren Urheber und Geldmänner sind im Dunkeln geblieben und waren nicht einmal angeklagt. Es ist jener aus Bankiers, Unternehmern und Grossagrariern zusammengesetzte finnische Herrenklub, der die Lappobanden finanziert und ausrüstet gegen die Arbeiterschaft und gegen jeden sozialen und politischen Fortschritt. Auch der jetzt abgeurteilte Zug und Aufruhr der Lappos sollte im Grunde nur den Zweck haben, die Arbeiterschaft durch Vernichtung ihrer politischen und gewerkschaftlichen Organisationen aktionsunfähig und zu einem wehrlosen Ausbeutungsobjekt der Kapitalisten zu machen. Die lächerlichen Strafen sind geradezu ein Anreiz für künftigen Terror und neue Taten der von den Unternehmern ausgehaltenen weissen Landsknechte und Strauchritter.

SPD. Schwerin, 21. November (Eig. Drahtb.)

Die mecklenburgische Hitlerregierung beabsichtigt entgegen früheren Ankündigungen nunmehr die Einführung einer Schlachtsteuer. Der Landbund und die Landwirtschaftskammer laufen gegen die Steuer heftigen Sturm.

SPD. Paris, 21. November (Eig. Drahtb.)

Trotzki, der am Montag-Vormittag an Bord des italienischen Dampfers "Praga" in Marseille eintreffen sollte, von wo er nach Kopenhagen reist, ist, um Kundgebungen bei der Landung zu vermeiden, auf hoher See von einem Motorboot der Sicherheitspolizei an Bord genommen und an einer entlegenen Stelle der Meeresküste an Land gesetzt worden. Dort stand ein Polizeiauto bereit, das Trotzki nach Lyon brachte, wo er den Zug bestieg.

SPD. Plau/Mecklbg., 21. Nov. (Eig. Drahtb.)

Die mecklenburgische SA-Führerschule in Bad Stuer ist aufgefliegen. Die SA-Leute hatten sich dagegen aufgelehnt, dass ihre Führer besseres Essen als sie bekamen. Als daraufhin zwei SA-Leute wegen Widerstandes eingesperrt werden sollten, erklärte sich die übrige SA mit diesen solidarisch. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Die SA-Leute zerschlugen fast sämtliche Fensterscheiben und ein Teil des Mobiliars der Führerschule. Die Schule ist daraufhin geschlossen worden.

SPD. Wie lange war Hitler im Schützengraben? Das war das Beweisthema, das dem Schriftleiter der sozialdemokratischen "Schwäbischen Volkszeitung" in einem Beleidigungsprozess gegen den Schriftleiter des Augsburger Nazi-Blattes gestellt war. Entgegen der von dem Braunen Haus in München und von dem Beklagten in Wort und Schrift verbreiteten Mär, Hitler sei stets im vordersten Graben gewesen, wurde vor Gericht von einem Regimentskameraden des Obersaf eidlich bekundet, dass Hitler ganze 14 Tage in der vordersten Linie gewesen ist. Darnach kam er zurück in den Druckposten einer Regimentsordnung und blieb es. Auf Grund dieser Feststellung wurde der beklagte Naziredakteur wegen Beleidigung der sozialdemokratischen Schriftleiter Georg Simon und Josef Felder verurteilt. Er muss 60 Mark Geldstrafe bezahlen, alle Unkosten tragen und das Urteil auf seine Kosten veröffentlichen lassen.

SPD. Frankfurt/M., 21. Nov. (Eig. Drahtb.)

Ein neuer Nazischwindel ist geplatzt. Diesmal sind es die "Ehrenbürgerbriefe" für Adolf Hitler. Als er beim letzten Wahlkampf in Limburg a/Lahn redete, wurden ihm neben Blumengebinden auch die Ehrenbürgerschaft von sechzehn Gemeinden des Untertaunuskreises vom Nazikreisleiter von Kothen überreicht. Eine von den Behörden veranstaltete Untersuchung über diese Angelegenheit hatte bis jetzt das Ergebnis, dass den Bürgermeistern und Gemeindevertretern von sechs dieser Gemeinden eine an Hitler verliehene Ehrenbürgerschaft völlig unbekannt ist. Die Rundfrage bei den übrigen Gemeinden ist noch nicht abgeschlossen. Herr von Kothen ist jedoch bereits nach dem österreichischen Kärnten versetzt.

Schluss des politischen Teils. - Auf Wiederhören

Dienstag-Vormittag 7 Uhr auf Welle 2850.

Aus aller Welt

Die Schlinge.

Die Frau, die ihren Mann erhängte. - Ein grausiges Morddrama im Odenwald.

SPD. Darmstadt, 21. Nov. (Eig. Drahtb.)

Vor dem Schwurgericht Darmstadt begann eine auf mehrere Tage berechnete Verhandlung gegen die 31 Jahre alte Frau Georgine Jöst aus Nieder-Liebersbach (Odenwald). Die Angeklagte wird beschuldigt, am 9. Mai dieses Jahres ihren Ehemann, den invaliden Steinbrecher Peter Jöst, auf dem Speicher ihres abseits stehenden Hauses an der "Kühruhe" erhängt zu haben. Die grausige Tat geschah wahrscheinlich in Gegenwart des sechsjährigen Sohnes der Angeklagten.

Eine Eehölle.

Die Angeklagte erzählt ihr Leben. Ein Dasein der Sorge wird lebendig. Langsam fließen die Worte, die eine Jugend schildern, die keine Jugend war: als zweijähriges Kind wurde Georgine Jöst dem lieblosen Mainzer Elternhaus entrissen und bei einem Schuhmacher in Bensheim an der Bergstrasse in Fürsorgeerziehung gegeben. Von der Schulzeit spricht dann die Angeklagte; erzählt, wie sie als Hausmädchen arbeitete und mit 18 Jahren ihre Stellung verliess... unter Veruntreuung anvertrauten Geldes. Sie fuhr nach Frankfurt am Main und damit ins Elend: einer ihrer Brüder verschaffte ihr Geld, indem er ihr Zuhälter war. Um einem ausserhehlichen Kinde einen Vater zu geben, heiratete sie 1927 den Jöst, den sie seit langem kannte. Bald nach der Heirat verunglückte Jöst. Er wurde völlig arbeitsunfähig, zeitweise kam er in die Heidelberger psychiatrische Klinik. Frau Jöst war inzwischen nach Nieder-Liebersbach gezogen, der Mann folgte ihr. Die Ehe wurde zur Hölle. Wenn Jöst seine Anfälle bekam, bedrohte er Frau und Kind mit Messer oder Sense; zweimal versuchte er auch sich selbst zu erhängen.

Der junge Kochendörfer.

Zu Beginn dieses Jahres lernte die Angeklagte auf einem Maskenball in Weinheim an der Bergstrasse den 22 Jahre alten Fabrikarbeiter Georg Kochendörfer und dessen Freund Peter Kessler kennen. Kochendörfer, dem sie sich als unverheiratet ausgab, versprach ihr die Heirat. Als er erfuhr, dass sie schon einen Mann habe, reichte sie im Namen ihres Ehemannes eine von ihr selbst geschriebene Ehescheidungsklage ein, die jedoch schon im Sühnetermin ihr Ende fand. Später trennten sich die Eheleute. Frau Jöst ging mit ihrem Sohn nach Weinheim und zog zu Kochendörfer. Hier in Weinheim scheint der Gedanke in ihr gereift zu sein, sich ihres Mannes zu entledigen. Auch scheint sie mit Kochendörfer und Kessler, die beide der Mitwisserschaft beschuldigt werden, über diesen Plan gesprochen zu haben. Kessler machte in der Voruntersuchung ein entsprechendes Geständnis. Jetzt vor Gericht leugnen die Beteiligten die Vorbesprechung ab.

Auf dem Speicher.

Am Tage der Tat begab sich der Angeklagte mit ihrem sechsjährigen Sohn Georg nach Nieder-Liebersbach, angeblich um sich Geld bei ihrem Manne zu holen, der eine Invalidenrente erhielt. Als sie kein Geld bekam, begleitete sie ihren Mann nach ihrer eigenen Angabe nach der früheren gemeinsamen Wohnung, knüpfte auf dem Speicher eine Schlinge an einen Balken, schickte den Mann zum Holzholen hinauf, schlich ihm nach und drängte ihn zu der bereit hängenden Schlinge, die sie solange anzog, bis dem Mann der Schaum vor dem

Mund stand. Die Angeklagte sagte aus, dass ihr Mann keinerlei Widerstand geleistet habe. Merkwürdig berührte in der Verhandlung, dass der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Weiss, immer wieder in die Angeklagte drang, an einem Modell des Balkens den grausigen Vorgang vor den Augen der Schöffen zu rekonstruieren. Die Angeklagte weigerte sich.

Das Kind.

Der Bürgermeister von Nieder-Liebersbach bekundete als Zeuge, dass das Söhnchen mit dem Auftrag der Mutter zu ihm gekommen sei, um ihm zu melden, dass sein Vater sich erhängt habe. Als er den Jungen fragte, ob denn die Mutter dabei gewesen sei, antwortete das Kind in seiner Verwirrung: "Das darf ich nicht sagen". Später soll es erzählt haben, dass ihm die Mutter vor der Tat zugerannt hätte: "Schorsch, jetzt werd der Vatter uffgehängt." Die Angeklagte hat beim ersten Verhör nach den Aussagen eines Kriminalkommissars die Anwesenheit ihres Kindes eingestanden. Jetzt bestreitet sie, dass das Kind bei der Tat zugegen gewesen sei.

+ + +
Frau Boddins Geständnis. Am Montag hat die der Kindesmisshandlung beschuldigte Frau Boddin aus Berlin N., die ihre sechsjährige voreheliche Tochter von der Grenzstrassenbrücke warf und vom Zuge überfahren lassen wollte, um sich in den Genuss einer Versicherungsprämie zu setzen, das Geständnis ihres grausigen Verbrechens wiederholt und ergänzt. Nach diesem Bericht wollte Frau Boddin die kleine Rosemarie am Abend des 11. November zunächst im Landwehrkanal ertränken. Sie behauptet, dass sie an der Tiergartenschleuse bis zu den Knien im Wasser gestanden und das Kind vor sich hergestossen habe. Es seien jedoch Leute hinzugekommen, sodass sie die Beobachtung der Tat fürchtete. Zum zweiten Mal wollte Frau Boddin das Kind am Wulfila-Ufer, zum dritten Mal am Feltowkanal ins Wasser stossen. Auch diese Versuche misslangen. "An der Grenzstrassenbrücke", erzählt nun Frau Boddin, "kam es über mich. Dort fasste ich den Entschluss. Ich hob Rosemarie in die Höhe und forderte sie auf, sich mit den Händen am Geländer anzuklammern. Dann packte ich das Kind an den Fusssohlen und warf es hinunter auf die Gleise. Ich hörte noch den dumpfen Aufprall".

Die Annahme, dass Rosemarie Boddin einem Sittlichkeitsverbrecher zum Opfer gefallen sei, ist mit den Geständnissen der Mutter endgültig widerlegt. Ebenso besteht offenbar keinerlei Zusammenhang zwischen dem an dem Kinde verübten Verbrechen und der Tatsache, dass neben dem Kinde auf den Gleisen eine Türfüllung lag, die von Einbrechern in einer nahe gelegenen Mädchenschule herausgeschnitten worden war. Der Verdacht gegen die Frau des Postschaffners Boddin wurde zuerst durch die erschreckende Angst, die das Kind vor seiner Mutter empfand, wachgerufen. Noch als Rosemarie nach der Einlieferung ins Krankenhaus halb bewusstlos war und ihm die Blase entleert werden musste, wobei die Bettwäsche ein wenig beschmutzt wurde, jammerte das Kind im halben Delirium: "Mutter ich kann doch nichts dafür, ich kann doch nichts dafür." Der Verdacht verstärkte sich dann durch die eifrigen Bemühungen der Frau Boddin, das Kind unter allen Umständen aus dem Krankenhaus und aus der Beobachtungssphäre der Aerzte und der Polizei herauszubekommen.

Der seit einem halben Jahr arbeitslose Postschaffner Boddin scheint von der Tat nichts gewusst zu haben; er ist am Montag abend aus der Haft entlassen worden. Als Boddin seine Frau, eine geborene Prokorra, heiratete, hatte er bis dahin auch weder gewusst, dass sie vordem ihr Geld durch Prostitution verdient hatte, noch war ihm bekannt, gewesen, dass sie die Mutter eines zweijährigen Kindes war. Die kleine Rosemarie Prokorra war zur Zeit der Eheschließung der Mutter in einem Waisenhaus untergebracht. Als das Kind ins Haus der Mutter kam, begann sein Leidensweg...

Der Stiefvater, sagen die Hausbewohner übereinstimmend aus, hat das Kind stets gut und liebevoll behandelt. Die Mutter schlug jedoch die kleine Rose-

marie oft derart, dass man wochenlang die Spuren ihrer Rohheiten sah. Wenn die Mutter aus Andeutungen erfuhr, dass Rosemarie den Hausbewohnern etwas erzählt hatte, wiederholte sie die Züchtigungen, sodass das Kind schliesslich vollkommen eingeschüchtert wurde und nichts mehr von den entsetzlichen häuslichen Vorgängen verriet. Die Polizei, die von verschiedenen Seiten auf die Misshandlungen aufmerksam gemacht wurde, verstand Frau Boddin ebenso schlaue Tauschen wie ihren eigenen Ehemann, der die Behauptungen der Hausbewohner für Klatsch, ihre Anzeigen für grundlos hielt. Boddin glaubte auch seiner Frau, dass ihre täglichen Vormittagsausgänge, zu denen sie Rosemarie stets mitnahm, der Arbeitssuche dienten. In Wahrheit zog Frau Boddin stets dem Kinde in einem Hausflur die Kleider aus und alte zerrissene Sachen an, um auf diese Weise den mitleiderweckenden Eindruck zu erhöhen, wenn sie - mit Rosemarie von Haus zu Haus zog und auf den Höfen sang. Das Geld, das dem sonderbaren Paar zugeworfen wurde, setzte Frau Boddin stets in der nächsten Kneipe in Bier und Schnaps um.

Selbstverständlich wird die kleine Rosemarie, deren Genesung langsam fortschreitet, nicht wieder ins Elternhaus zurückgebracht werden. Die Stadt Berlin wird vermutlich ihre Erziehung übernehmen.

+ + +

Sarrasani in Not. Zirkus Sarrasani in Dresden teilt mit, dass das Unternehmen am Donnerstag geschlossen werde und keine Zahlungen mehr leisten könne. Das gesamte Personal mit Ausnahme desjenigen, das zur Pflege der Tiere und Abwicklung der Geschäfte gebraucht wird, werde entlassen. Die Löhne und Gehälter könnten vorläufig nicht gezahlt werden. Das rigorose Vorgehen der Dresdener städtischen Behörden habe den Zusammenbruch herbeigeführt. Im übrigen hoffe man, dass ein Darlehen der sächsischen Regierung ein Gastspiel in Berlin ermögliche, wo sich mehr Verdienstmöglichkeiten als in Dresden ergeben. Falls dann das Reich, worüber ebenfalls verhandelt werde, eine Ueberfahrts-garantie leiste, werde der Zirkus im nächsten Jahre in Südamerika ein etwa neunmonatiges Gastspiel durchführen.

Zirkus Sarrasani beschäftigt gegenwärtig noch etwa 350 Mann. Die täglichen Kosten übersteigen die Einnahmen um das Zehnfache. Mit der Sowjet-Regierung schweben Verhandlungen wegen Ankaufs des Zirkus.

+ + +

Gontards Engländer. Im Leipziger Landesverratsprozess wurde am Montag die Vernehmung des Generaldirektors von Gontard, des Hauptbelastungszeugen des Angeklagten Bullerjahn, fortgesetzt. Der Verteidiger des Angeklagten sprach von der Version, nach der Herr v. Gontard in einem englischen Klub, hinter einer Zeitung verborgen, nur per Zufall ein Gespräch über das angebliche Verratsangebot mit angehört haben soll. Der Zeuge bestritt die Wahrheit dieser Erzählung.

Anschliessend kam die im Oktober 1931 aufgenommene eidliche Aussage des Kriminalkommissars Göpner zur Verlesung. Es heisst darin: "Mir hat Dr. von Gontard immer nur etwas von einem Vertrauensmann erzählt. Ich hatte den Eindruck, dass dieser Vertrauensmann ein guter Bekannter Gontards und zwar ein Engländer war." Von mehreren Engländern, so heisst es in dem Protokoll weiter, habe der Zeuge niemals gesprochen".

Der Vorsitzende hält nun Herr v. Gontard vor, dass der Wortlaut des verlesenen Protokolls mit den Gontardschen Behauptungen im jetzigen Prozesstadium nicht übereinstimme. Der Zeuge hätte von mehreren Personen gesprochen. Ausserdem ergäben sich noch weitere Widersprüche. - Es kommt dann noch bei den Erörterungen der Vorgänge am 23. Dezember 1924, den Bullerjahn nicht mit Landesverrat, sondern mit - Vorbereitungen zu einer Weihnachtsfeier verbracht haben will, zu einem heftigen Zusammenstoss zwischen dem Angeklagten und dem Zeugen. Als der Vorsitzende den Angeklagten um Mässigung bittet, erwidert Bullerjahn: "Sie können mir nicht verdenken, dass ich in einem derartigen Tone gegenüber einem Generaldirektor spreche, dem ich 15 Jahre Zuchthaus zu verdanken habe!"



Neue Kraft.

Beiratstagung des Gesamtverbandes.

SPD. Der Beirat des Gesamtverbandes hat auf einer in Berlin abgehaltenen Sitzung, deren Verhandlungen drei Tage beanspruchten, und einen Verbandstag ersetzt, eine Neuregelung der inneren Organisation des Verbandes vorgenommen. Bedeutende Satzungsänderungen wurden beschlossen, und die Verbandskörperschaften wurden für die Zeit bis zum nächsten Verbandstag neugewählt. Daneben nahm der Beirat zur wirtschaftspolitischen Situation, zu den Lohn- und Tariffragen und dabei auch zum Berliner Verkehrstreik Stellung. Auf der Tagung waren u.a. auch die Führer der Internationalen Transportarbeiterföderation Cramp, Fimmen und Nathans anwesend.

Der Versuch der Regierung Papen zur Belebung der Wirtschaft - betonte Reisner in seiner Eröffnungsansprache - hat nur ein klägliches, kaum spürbares Ergebnis gehabt. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat gegen den neuen Kurs schärfsten Protest erhoben. Mit der Ablehnung der Einladung Papens zu Verhandlungen hat sie vor aller Öffentlichkeit klargestellt, dass sie mit dieser Regierung gar nichts zu tun haben will. Die Regierung Papen ist nun zurückgetreten, allein nach wie vor gilt es, auf der Hut zu sein und allen Anschlägen auf das Koalitionsrecht, den Tarifvertrag und die Verfassung in scharfer Opposition entgegenzutreten.

Ueber die Werbeaktion des Verbandes berichtete Polenske: Bereits im Vorjahr wurde eine besondere Agitation mit gutem Erfolg durchgeführt. Diesmal soll im verstärkten Mass Hausagitation betrieben werden. Im neuen Jahr werden, wie Polenske in seinem Bericht über die Bildungsarbeit in Bernau mitteilte, vorwiegend Kurse in fachberuflicher Zusammensetzung stattfinden. Der Voranschlag sieht hierfür etwa 120 000 Mark vor. - Den Bericht über die Jugendarbeit erstattete der Jugendsekretär Kirsche. Das Organisationsgebiet umfasst 150 000 Jugendliche. Davon sind allein 40 bis 50 000 in Gärtnereien beschäftigt, 70 bis 80 000 im Handel und im Transportwesen und etwa 30 000 im Friseurberuf; in den öffentlichen Betrieben ist die Zahl der Jugendlichen nicht allzu gross. Im Gesamtverband sind zur Zeit etwa 7 000 Jugendliche organisiert.

Durch Satzungsänderung ist u.a. eine Umgestaltung des Beitragswesens in 32 Beitragsklassen beschlossen worden. Die Ortsverwaltungen erhalten 25 bzw. 30%. Eine kleine Erhöhung der Krankenunterstützung ist vorgesehen. Die bisherigen sechs Reichsabteilungen werden auf vier zusammengelegt: Reichsabteilung A "Gemeindebetriebe" und "Strassenbahner", Reichsabteilung B "Reichs- und Staatsarbeiter" mit "Post und Telegraphie", Abteilung C "Handel, Transport, Verkehr" nebst "Hausangestellten", Abteilung D "Schiffahrt, Wasserbau". Eine entsprechende Umgestaltung der Verbandspresse soll ebenfalls erfolgen.

Zusammensetzung der Verbandskörperschaft wird wesentlich vereinfacht. Der Vorstand wird statt aus 48 nur noch als 31 Mithliedern bestehen, wovon die 14 besoldeten Mitglieder die Geschäftsleitung bilden. Der Sitz des Verbandsausschusses bleibt Hamburg, Der Verbandsbeirat wird von etwa 145 auf

83 Mitglieder verkleinert.

Die Neuwahl des Vorstandes ergibt einstimmig folgende Zusammensetzung der Geschäftsleitung: Reissner, Becker, Polenske, Reitz, Dittmer, Schulz, Scherff, Orlopp, Kemptner, Bender, Stetter, Schreiber, Klöppel, Rudolph. Aus dem Verbandsvorstand sind Müntner und Riesel infolge unbefriedigenden Gesundheitszustandes ausgeschieden und in Pension gegangen. Der Beirat dankte ihnen für ihre jahrelange erfolgreiche Arbeit im Verband.

Im Personalstand sind im Laufe der letzten Monate erhebliche Einschränkungen erfolgt; ebenso sieht das neue Gehaltsregulativ eine neue Einschränkung aller Gehälter um durchschnittlich 17% vor.

Die neue Satzung tritt am 1. Januar 1933 in Kraft. Zu dem gleichen Termin tritt der neu gewählte Verbandsbeirat in Funktion, der neue Vorstand dagegen schon mit Abschluss der Tagung.

Die Planwirtschaftsidee wurde auf der Beiratstagung von Professor Dr. Löwe-Frankfurt a. Main beleuchtet. Er forderte entsprechend den Vorschlägen des ADGB, die Produktion so umzugestalten, dass nach zentralem Plan eine Marktplanwirtschaft entsteht, die nicht mehr durch die Interessenten entschieden wird, sondern durch den Willen des Volkes. Der Redner hofft, dass die Gewerkschaften das Erstgeburtsrecht im Kampf um die wahre Demokratie nicht verschachern gegen das Linsengericht einer neuen Anerkennung in einem faschistischen Korporativsystem. Der Vortrag wurde mit grossem Beifall aufgenommen und soll den Mitgliedern als Broschüre zugänglich gemacht werden.

In der Erörterung der Lohnbewegung und der Tariffragen beleuchtete Paul Schulz auch den Berliner Verkehrsstreik. Bezeichnend sei vor allem der Abbruch des Streiks durch die RGO-Leute und die Nazis nach der Wahl, ohne dass die Aufhebung der Massregelung der Entlassenen zur Bedingung gestellt worden sei. Der Berliner Bevollmächtigte Schaum betont in seiner Ergänzung des Berichts über den Streik, die Einnischung der Links- und Rechtsradikalen in die Bewegung der Verkehrsarbeiter sei nur möglich gewesen, weil der Betrieb freigewerkschaftlich ungenügend organisiert sei.

Der Verbandsbeirat nahm zum Verkehrsstreik einstimmig eine Entschliessung an, in der das Verhalten der Instanzen der Organisation und ihre während der Bewegung getroffenen Massnahmen gebilligt werden. Durch das Eingreifen unverantwortlicher Kräfte sei der Lohnstreit in der BVG in völlig falsche Bahnen gelenkt worden. Die Verantwortung für die bei dem Kampf entstandenen Opfer treffe die nationalsozialistische und kommunistische Partei. Der Verbandsbeirat begrüsst es, dass sich der Gesamtverband bemüht, die Opfer dieses politischen Streiks wieder in Lohn und Brot zu bringen.

Mit gesammelter Kraft - mit neuer Kraft geht der Gesamtverband in den Kampf um Brot und Freiheit. Freiheit ist, wie Reissner in seinem Schlusswort hervorhob, nicht möglich in einem Sowjetdeutschland und auch nicht in einem Dritten Reich. Ohne Demokratie keine Freiheit! Rosa Luxemburg habe einmal gesagt: "Die Demokratie ist für die Arbeiterklasse dann notwendig und unentbehrlich, wenn sie für die Bourgeoisie überflüssig geworden ist!"

SPD. Der Angriff der Unternehmer der Schuhindustrie auf den Reichstarifvertrag ist erfolgreich zurückgewiesen worden. Nachdem die Partei-verhandlungen an der Haltung der Unternehmervertreter gescheitert waren, wurde in den Schlichtungsverhandlungen unter dem Vorsitz des Sonderschlichters Friedländer-Stettin ein Schiedsspruch gefällt, in dem die Argumente der Arbeitnehmer zum Durchbruch kamen.

Die Sicherungsbestimmungen des Reichstarifs über Akkordlöhne und Zusatzlöhne bleiben erhalten. Die Ausschaltung der Betriebsräte, wie sie vor allem von den Arbeitgebern gefordert wurde, erfolgt nicht. Damit ist das

Verlangen der Unternehmer, die Lohnsätze von sich aus nach Willkür zu bemessen, abgelehnt. Von Bedeutung ist ferner, dass alle die Anträge der Unternehmer, die den Arbeiterinnen in der Tarifstellung eine wesentliche Lohnverschlechterung zumuteten, fallen gelassen werden mussten. Einige Änderungen erfährt der Vertrag in den Ferienbestimmungen und in der Lohnfestsetzung bei dem Hineinwachsen der Arbeiter in höhere Altersklassen.

Besonders zu beachten ist auch die Zurückweisung eines allgemeinen Lohnabbaus im Zusatzvertrag. Die Schlichterkammer hat sich der Beweisführung der Gewerkschaften, dass bei Arbeitsverdiensten, die bereits an der Hungergrenze liegen, keine weiteren Abstriche möglich sind, nicht verschliessen können.

Eine Neuregelung der Arbeitszeitfrage - die Arbeitnehmer hatten die 40-Stundenwoche mit vollem Lohnausgleich gefordert - ist leider nicht erfolgt.

Der Schiedsspruch sieht für den Zusatzvertrag eine Laufdauer bis zum 31. März 1933 und für den Mantelvertrag eine solche bis zum 30. September vor. Die Erklärungsfrist läuft bis zum 29. November.

Einig waren sich die Vertragsparteien darin, dass ein Reichstarif für die Schuhindustrie nur dann seinen Sinn und Zweck erfüllt, wenn er wie bisher für allgemeinverbindlich erklärt wird.

SPD. Bremen, 21. Nov. (Eig. Drahtb.)

In Bremen tagt gegenwärtig der 21. Verbandstag des Deutschen Tabakarbeiterverbandes. Der Verband kann dieser Tage auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Am 22. November 1882 fand der Gründungskongress des Deutschen Tabakarbeiterverbandes statt. Frühere freigewerkschaftliche Stammorganisationen waren durch die Reaktion der fünfziger Jahre und durch das Sozialistengesetz wieder zerschlagen worden. Das neue Gründungswerk der Tabakarbeiter von 1882 hielt allen Stürmen stand. Aus den 4 000 organisierten Tabakarbeitern von damals sind heute 60 000 geworden. In 50jähriger Arbeit, reich an Kämpfen und Erfahrungen, reich aber auch an Erfolgen, wurde der Deutsche Tabakarbeiterverband zu einem grossen machtvollen Glied innerhalb der deutschen Gewerkschaftsbewegung.

Hausung erstattete den Vorstandsbericht. Aus ihm hellt sich die katastrophale Wirtschaftslage wieder, unter der auch die Tabakarbeiterschaft leidet. Die zahlreichen Betriebstillegungen und die Verlegung vieler Betriebe führte zu Mitgliederrückgang und zu starker Fluktuation innerhalb der Mitgliedschaft. 1932 konnte nur ein Sechstel der Neuaufnahmen von 1928 gebucht werden. Trotzdem kamen auf 100 Vollarbeiter im Jahre 1931 noch 60 Verbandsmitglieder. Die rückläufige Mitgliederbewegung soll durch intensive Hausagitation aufgehalten werden.

Das Tabakgewerbe leidet stark unter der hohen Besteuerung des Tabaks, die sehr planlos war und sich lohndrückend für die Tabakarbeiter auswirkte. Die Not wurde noch grösser, als den durch die Steuer arbeitslos gewordenen Arbeitern die Unterstützung entzogen wurde. Durch die Krise wurde auch die Lohnbewegung des Verbandes ungünstig beeinflusst. Trotzdem gelang es noch, achtbare Abwehrerfolge zu erzielen. Die von den Unternehmern der Zigarrenindustrie geforderte Beseitigung der Ferien konnte abgewehrt werden. Erschwert wurde der Kampf durch die Machenschaften der Nazis und Kozis, die mit den Unternehmern verräterische Sondervereinbarungen abgeschlossen hatten. Im Rauchtabak- und Kautabakgewerbe konnte die Arbeiterschaft günstiger abschneiden.

Der Widersinn des Papenschen Wirtschaftsankurbelungsprogramms zeigt sich auch in der Tabakindustrie. Es wurde festgestellt, dass bei 7 000 Neueinstel-

lungen zugleich 2 000 Entlassungen vorgenommen wurden. Die Mehreinstellung ist nur auf eine Belebung des Weihnachtsgeschäftes zurückzuführen.

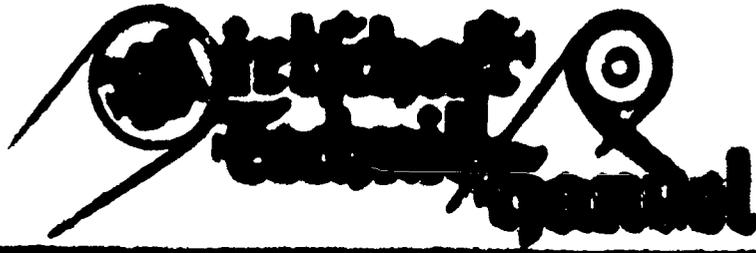
Den Kassenbericht gab Krohn. Durch die Krise sind auch die Verbandsfinanzen stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Während die Einnahmen immer mehr zurückgingen, sind die Unterstützungen gestiegen. Im einzelnen zahlte der Verband an Unterstützungen 1928: 223 000 Mark, 1929: 399 000 Mark, 1930: 351 000 Mark, 1931: schon in dem ersten halben Jahr bereits 454 000 Mark. An Beiträgen gingen dagegen ein: 1929: 1 372 000 Mark, 1930: 1 314 000 Mark, 1931: 1 052 000 Mark. im ersten Quartal 1932 gingen ein 156 000 Mark, im zweiten Quartal 140 000 Mark, im dritten Quartal 122 000 Mark. Wir werden - betonte Krohn - in diesem Jahr über eine halbe Million an Beiträgen nicht hinauskommen. Heute hat der Tabakarbeiterverband ein Drittel Mitglieder weniger als im Jahre 1928. Der Ausfall an Einnahmen beträgt aber zwei Drittel. Die Beitragsleistung ist um 50% zurückgegangen. Die Gegner haben bisher immer behauptet, die Einnahmen der Gewerkschaften dienten nur dazu, um den sogenannten Bonzen ein faules Leben zu sichern. Die Statistik weist nach, dass 1928 rund 38% der Einnahmen direkt an die Mitglieder zurückgeflossen sind. Die Verwaltungskosten betragen 1.68 Mark pro Mitglied, das sind 9 6/10 Prozent. Im Jahre 1931 gelangten 68% der Einnahmen direkt an die Mitglieder zurück. Die Ausgaben der Verwaltung stiegen auf 13,6% infolge der verminderten Einnahmen.

In der Aussprache über den Geschäftsbericht fielen die kommunistischen Debatteredner mit ihren Angriffen gegen den Vorstand des Verbands und die sozialdemokratische Politik der letzten Jahre bei der überwältigenden Mehrheit der Delegierten glatt ab. Zum Teil erhielten sie eine mehr als saftige Antwort.

SPD. Das Grosshamburgische Gastwirtsgewerbe ist von Streik bedroht. Der Zentralverband der Gast- und Schankwirte von Gross-Hamburg hat Parteiverhandlungen zwecks Abschluss eines Tarifvertrags abgelehnt, wozu die Parteien vom Schlichtungsausschuss im September aufgefordert wurden. Die Arbeitnehmerverbände haben daraufhin den Schlichtungsausschuss angerufen. In ihm wird zur Zeit über den Abschluss eines neuen Tarifvertrags verhandelt. Kommt es dabei nicht zu einer für die Arbeitnehmer tragbaren Regelung, dann ist ein Streik allem Anschein nach unvermeidlich.

Die Gastwirtsgehilfen sind empört über die Haltung der Arbeitgeber; denn das Schreiben, mit dem der Arbeitgeberverband Parteiverhandlungen ablehnte, stellt eine glatte Verhöhnung der gastwirtschaftlichen Arbeitnehmer dar. In dem Schreiben wird gesagt, die Gasthausangestellten seien mit dem jetzigen Zustand: willkürlicher Abbau der Löhne um 15 bis 25%, Fortfall des Urlaubs und eines Teils der Ruhetage, Sonntagsarbeit bis zu 16 Stunden so sehr zufrieden, dass sie gar keine Änderung wünschten.

SPD. Die Aussperrung im Mecklenburger Granit- und Marmorwerk in Parchim ist mit einem Erfolg für die Belegschaft beendet worden. Statt einer Senkung der Akkordsätze um 5% tritt nur eine Senkung von 2% ein; dafür erhalten aber die Akkordarbeiter bei Transportarbeiten nicht mehr wie bisher den Lohn der ungelernten Arbeiter, sondern ihren Tariflohn, der um 10% höher liegt. Dadurch wird der Abzug um 2% vollständig ausgeglichen. Die bis zum 4. November gezahlten Stundenlöhne haben bis zum 1. September 1933 Gültigkeit.



Der Kanonenkönig stirbt.

Und Wilhelm II. zerschneidet das Tischtuch.

SPD. Vor 30 Jahren, am 22. November 1902, verstarb der Kanonenkönig Friedrich Alfred Krupp. Er war der letzte männliche Spross der gewaltigen Techniker- und Industriedynastie derer v. Krupp in Essen an der Ruhr. Wenn die sozialdemokratische Presse heute daran erinnert, dann geschieht das nicht deshalb, um einen Fall aufzugreifen, der die damals herrschenden Kreise aufs schlimmste kompromitierte. Wir wollen nur das autoritäre System, von dem jetzt wieder einmal so viel die Rede ist, charakterisieren. Denn das, was sich vor 30 Jahren in der Kanonenstadt an der Ruhr ereignete, war ein Stückchen autoritären Systems, hat vielleicht dem autoritären System der Vorkriegszeit den heftigsten Stoss versetzt.

Friedrich Alfred Krupp hatte nicht die technische und kaufmännische Genialität seines Vaters, war nicht der restlose Industrielle, der aus der ganzen Welt Aufträge für seine Rüstungs- und Betriebe zusammensuchte. Er war weichlich, nicht von dem Stahl und dem Eichenholz seines Erzeugers, lebte den grössten Teil des Jahres, fern von seiner rheinisch-westfälischen Heimat, im Kreise seiner Freunde auf der im Golf von Neapel gelegenen Insel Capri. Unter der Mittelmeersonne, auf der herrlichen Insel der blauen Grotte sagte ihm das Leben mehr zu als in der russgeschwängerten Luft seiner Vaterstadt. Hier, auf Capri, bewohnte er ein Schloss, das einem Souverän Ehre gemacht hätte. Bald tauchten über sein Leben und Treiben im Freundeskreis von Capri die tollsten Gerüchte auf. Es wurde von homosexuellen Orgien im Schloss des "Fürsten von Capri", wie man den deutschen Grossindustriellen allgemein nannte, berichtet. Als die Dinge schon längst internationaler Skandal waren, haben zwei sozialdemokratische Zeitungen, die damalige "Dortmunder Arbeiterzeitung" und der Berliner "Vorwärts" den Fall aufgegriffen und ihn, weit entfernt von jeder Prüderie, kritisch betrachtet. Es wurde sachlich darauf hingewiesen, dass die Vorgänge auf Capri das deutsche Ansehen im Auslande schwer schädigten. Das Problem des § 175 des deutschen Strafgesetzbuches war dabei massvoll erörtert, die homosexuelle Anlage als krankhafte Anlage bezeichnet.

Von den Geheimnissen auf Capri wusste, bei der ganzen Einstellung der deutschen Presse natürlich das Ausland mehr als das deutsche Inland. Die Mitteilung der beiden sozialdemokratischen Zeitungen erregte deshalb in Deutschland das grösste Aufsehen. Obwohl die vom "Vorwärts" und von der "Dortmunder Arbeiterzeitung" gebrachten Behauptungen in allen Einzelheiten beweisbar waren, wurden sie von den Beteiligten bestritten. Damals ereignete sich etwas, was lebhaft an den Kampf gegen die Sozialdemokratie in den letzten Jahren erinnert. Die gesamte bürgerliche Presse fiel über die Sozialdemokratie her. Die Sozialdemokraten wurden in unerhörter Weise beschimpft und verdächtigt. Geld spielte keine Rolle, um die Hasspropaganda gegen die Sozis zu schüren. Natürlich erhob die Staatsanwaltschaft gegen die verantwortlichen Redakteure der "Dortmunder Arbeiterzeitung" und des "Vorwärts" wegen verleumderischer Beleidigung Offizialklage.

Soweit waren die Dinge gediehen, als der Kanonenkönig Krupp von Capri

nach Essen an der Ruhr zurückkehrte und Wohnung in seiner weltberühmten Villa auf Hugel nahm. Man nahm an, der Kanonenkönig wolle sich persönlich gegen die wider ihn erhobenen Behauptungen stellen. Dann kam die zweite Ueberraschung. Friedrich Alfred Krupp starb plötzlich am 22. November 1902. Ohne vorher krank gewesen zu sein. Ein grosses Kölnisches Blatt, das heute noch Geltung für ganz Deutschland hat und Exponent der deutschen Industriemeinung ist, brachte auf der ersten Seite am 23. November 1902 die Meldung, Krupp sei freiwillig aus dem Leben geschieden. Das Direktorium der Krupp-Werke bestritt in der übrigen bürgerlichen Presse diese Darstellung. Aber eine Berichtigung des oben erwähnten grossen rheinischen Blattes, das den Kruppwerken durchaus nicht fern stand, ist nie erfolgt. Wir haben auch spät von Beteiligten gehört, dass von den Kruppwerken aus auch nicht der Versuch gemacht worden ist, eine solche Berichtigung zu erzwingen.

Nun die dritte Ueberraschung. Der letzte Hohenzoller, Wilhelm II., begab sich persönlich nach Essen, um als Erster dem Sarg seines intimen Freundes Friedrich Alfred Krupp durch die Strassen Essens nach jenem monumentalen Ruheplatz neben dem Essener Hauptbahnhof zu folgen, wo der Letzte aus der Kruppdynastie beigesetzt wurde. Natürlich ging es bei Wilhelm II. dabei nicht ohne seine berühmten Reden ab. Vor der Essener Krupp'schen Arbeiterschaft hielt er jene berühmte Rede, in der er die Essener Arbeiterschaft aufforderte, das Tischtuch zwischen sich und der Sozialdemokratie endlich zu zerschneiden.

Diese unsinnige und hassgeschwollene Rede war das Signal zum Aufstieg der Sozialdemokratie im rheinisch-westfälischen Kohlenpott. Bei der nächsten Reichstagswahl, im Jahre 1903, verdoppelten sich in Essen die sozialdemokratischen Stimmen. Der Reichstagswahlkreis Gelsenkirchen-Bochum konnte von dem Essener Otto Hue für die Sozialdemokratie gewonnen werden. Bis dahin herrschten in den Kruppbetrieben die Gelben, die sich später, während des Zusammenbruchs nach dem Weltkrieg, etwa so gebärdeten, wie die Berliner Nazis bei Gelegenheit des Verkehrsstreiks. Die freien Gewerkschaften wurden von den Kruppschen Werken jahrelang ferngehalten. Nach der erwähnten Rede Wilhelm II. konnten die Gewerkschaften bei Krupp endlich festen Fuss fassen.

Um den Tod des Kanonenkönigs bildeten sich tolle Legenden. Es wurde ganz ernsthaft behauptet, er sei gar nicht tot. Man habe mit der Beerdigung eine unerhörte Komödie gespielt. Krupp sollte mit einem Intimus, dem Bisмарckmaier Allers, irgendwo in der Welt untergetaucht sein, Wahr ist wohl nur, dass Allers mit dem Tode Krupps von Capri verschwand und nie wieder aufgetaucht ist. Interessierte Kreise hängten der Sozialdemokratie auf, sie hätte eine Prämie für denjenigen ausgesetzt, der sich an Ort und Stelle überzeuge, ob Krupp wirklich in Essen begraben sei. Um diese Leichenschändung glaubhaft zu machen, wurde das Grab Krupps jahrelang von einem Feuerwehrmann bewacht. Aber auch diese Perfödie hinderte den Vormarsch der Sozialdemokratie nicht. Auch ist es niemals zu einem Verfahren gegen die sozialdemokratischen Redakteure, von dem oben gesprochen wird, gekommen. Kurze Zeit nach dem Tode ihres Mannes nahm die Witwe Friedrich Alfred Krupps, eine geborene Frein von Ende, den Strafantrag gegen den "erwärts" und die "Dortmunder Arbeiterzeitung" mit der Begründung zurück, dass sie nach dem Ableben ihres Mannes kein Interesse mehr an der Aufklärung des Falles habe.

SPD. Gegenüber der blamablen Tatsache, dass die nationalsozialistischen Regierungen in Oldenburg und Braunschweig die Schlachtsteuer eingeführt haben und die Nationalsozialisten in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz die Schlachtsteuer in den nächsten Tagen einführen werden, stammeln die Nazis eine Entschuldigung, dass es so schlimm mit der Schlachtsteuer

gar nicht wäre. Nach einer Veröffentlichung der nationalsozialistischen Fraktion in Mecklenburg-Schwerin soll sich die Schlachtsteuer auf den Landwirt und den Metzger überhaupt nicht auswirken. Natürlich soll aber auch der Konsument nicht geschädigt werden. Man fragt sich, wer nun die Hunderte von Millionen Mark, die die Schlachtsteuer in den einzelnen Ländern tatsächlich erbringt, zahlt?

Die Dinge liegen doch so, dass sich in der Zeit der Deflation, wo das Angebot weit grösser ist als die Nachfrage, die Schlachtsteuer auf den Metzger und den Landwirt zurückfallen muss. In der Zeit der aufsteigenden Konjunktur, wo die Nachfrage nach Fleisch wächst, dürfte es möglich sein, die Schlachtsteuer zu grösserem Teil auf die Verbraucher abzuwälzen. So liegen die Dinge grundsätzlich. In der Praxis bleibt es natürlich bei einer Belastung aller Gruppen, der Erzeuger, des Handels, der Verarbeiter und der Konsumenten, nur, dass, je nach der Konjunktur, einzelne Verschiebungen stattfinden.

Das lehrt die Beobachtung, wie sich die Schlachtsteuer im Berliner Bezirk ausgewirkt hat. Dabei vergleichen wir, um Saisonschwankungen auszuschalten, den Monat Oktober 1932 mit dem Monat Oktober 1931. In dieser Zeit ist, in gewogenem Durchschnitt, der Fleischpreis (Kleinhandelspreis) im Berliner Bezirk um 11 Pfennig zurückgegangen, der Viehpreis um 10 Pfennig. Nun muss man dabei den Deflationsdruck, die Preisabflachung binnen eines Jahres infolge der Krise, berücksichtigen und ausschalten. Das kann man, wenn auch nicht haarscharf, aber doch so, dass die Ergebnisse allgemein Gültigkeit haben, mit Hilfe des entsprechenden Index. Danach ergibt sich folgendes: Von Oktober 1931 bis Oktober 1932 ist der Viehpreis pro Pfund, immer in gewogenem Durchschnitt, im Berliner Wirtschaftsbezirk um 2,5 Pfennig zurückgegangen. Der Konsumentenpreis hat sich um 0,5 Pfennig verringert. Die Spanne ist dagegen um 2 Pfennig gestiegen. Der Betrag von 4,5 Pfennig, der sich aus dieser Entwicklung ergibt, entspricht ungefähr den Betrag, der als Schlachtsteuer pro Pfund gezahlt werden musste. Für den Konsumenten ergibt sich erst einmal folgendes: Die Preisermässigung macht für ihn nur 1/2 Pfennig aus, anstatt 2 1/2 Pfennig. So gross hätte mindestens auf Grund der Viehpreissenkung die Fleischverbilligung sein müssen, wenn die Schlachtsteuer nicht eingeführt worden wäre. Von den 4 1/2 Pfennig Schlachtsteuern geht rund die Hälfte zu Lasten des Metzgers und des Zwischenhandels, die andere Hälfte zu Lasten des Landwirts.

Belastet werden also alle Gruppen: die Landwirte, der Handel, die Metzger und die Verbraucher. Nur die Nazis behaupten, dass das nicht so wäre, um ihre Demagogie, die sie mit der Fleischsteuer getrieben haben, zu vertuschen.

SPD. Am Montag haben in Berlin die Verhandlungen über einen Umbau des deutsch-französischen Handelsvertrags begonnen. Die deutsche Delegation leitet Ministerialdirektor Posse, der auch den deutsch-französischen Handelsvertrag von 1927 abschloss, während die französischen Unterhändler Staatssekretär Elbel führt.

Diese handelspolitischen Verhandlungen zwischen den beiden grössten kontinentaleuropäischen Staaten sind von grundsätzlicher Bedeutung. So müsste ein negatives Ergebnis dem wahnwitzigen Protektionismus in der Welt neue Nahrung geben. Die Hintergründe dieser deutsch-französischen Aussprache liegen in der völligen Pleite, die Frankreich mit seiner Kontingentspolitik erfahren hat. Frankreich hat bereits vor anderthalb Jahren die Kontingentierung seiner agrarischen Einfuhr begonnen und damit auch die industrielle Wareneinfuhr durch rigorose Kontingentsmassnahmen erheblich gedrosselt. Die "Erfolge" dieser Politik haben sich nicht allein darin geäussert, dass Frankreich heute zu den Ländern mit den höchsten Preisen gehört, sondern zugleich auch in einer ausserordentlichen Erschwerung des französischen Exports, der durch die erhöhten Pro-

duktionskosten im Inlande von der ausländischen Konkurrenz mehr und mehr an die Wand gedrückt wird.

Auch auf agrarischem Gebiete haben die Kontingente böse Folgen gehabt. Die Absperrung der Getreideeinfuhr beantwortete die französische Landwirtschaft mit einer ausserordentlichen Ausdehnung der Anbauflächen, sodass nach der Rekordernte von 1932 ein Preissturz an den französischen Weizenmärkten einsetzte, wie ihn Frankreich noch nicht erlebte. Die Regierung versucht jetzt eine Stützungsaktion, die genau so teuer und deren Erfolg ebenso zweifelhaft ist, wie die von der verflorenen Papenregierung in Deutschland abgeschlossene Stützungsaktion. Diese bösen Erfahrungen haben in Frankreich die Abkehr von der Kontingentspolitik beschleunigt. Man will sich diese Abkehr aber von Deutschland mit Zollerhöhungen erkaufen lassen. Der Rahmen des deutsch-französischen Handelsvertrags soll erhalten bleiben, aber die Mehrheit der gebundenen Zolltarifposten soll durch neue, d.h. höhere Zollsätze ergänzt werden. Da Deutschlands Exportinteressen durch prohibitive Zölle ebenso geschädigt werden wie durch die Kontingentspolitik, muss man hier mit erheblichen Verhandlungsschwierigkeiten rechnen.

SPD. Am Montag hat in Stettin der Bauhüttenprozess begonnen, der etwa sechs Tage in Anspruch nehmen dürfte. Unser Sonderberichterstatteer teilt uns über die Vorgeschichte des Prozesses u.a. folgendes mit:

Dass das Unternehmertum alle Betriebe und Einrichtungen der Arbeiterschaft mit wütendem Hass verfolgt, ist selbstverständlich, weil es darin Ansatzpunkte für eine sozialistische Wirtschaftsordnung sieht. Dieser Hass brach wieder einmal vor einigen Monaten aus, als unter Führung der Nazipresse eine grosse Hetze gegen die Bauhütte für Pommern G.m.b.H. und ihren Leiter; den Stettiner sozialdemokratischen Stadtrat Lück eingeleitet wurde. Mit den schmutzigsten Lügen stürzte man sich auf einen rein geschäftlichen Vorgang, bei dem es sich darum handelte, dass die Bauhütte mit Hilfe von Auslandsaufträgen Gewinne für die Finanzierung deutscher Bauarbeiten erzielen wollte. Bei der Transferierung des Anlaufkapitals für diese Auslandsaufträge in Frankreich sollen nach Ansicht der Zollbehörden Verstösse gegen die komplizierten Bestimmungen der Devisenordnung unterlaufen sein. Die Staatsanwaltschaft behauptet auch, Lück habe von der Illegalität der Transferierung Kenntnis gehabt. Für die eigentlichen Schuldigen hält sie aber die Berliner Vermittler der Auslandsverbindungen, den Bankier Dr. Fritz Schönherr und den Kaufmann Theodor Beye.

Lück erklärte bei seiner Vernehmung am Montag, dass die Absicht zur Gewinnung von Auslandsaufträgen lediglich dem Wunsche entsprang, dem völlig darniederliegenden deutschen und vor allem dem völlig zusammengebrochenen Stettiner Baumarkt neue Mittel zuzuführen. Er selbst habe bei der Transferierung nicht mitgewirkt und von irgendwelchen Verstössen gegen die Devisenbestimmungen keine Kenntnis gehabt.

Die Vernehmung Lücks nahm den ersten Verhandlungstag in Anspruch. Sie wird am Dienstag fortgesetzt.

SPD. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat gibt seinen Absatz für den Monat Oktober 1932 mit 4,604 Millionen Tonnen an gegenüber 4,140 Millionen im Monat vorher. Damit hat sich der Absatz, arbeitstäglich berechnet, im Oktober um über 11 % gebessert. Er bleibt aber immer noch mit fast 5,40 % hinter dem Oktober des Vorjahres zurück.

Kurzlebige Hausse,

(Berliner Getreidebörse vom 21. November)

SPD. Die endgültigen Ernteschätzungen des Statistischen Reichsamts haben am Montag auf die während der Sonnabendbörse in Erscheinung getretene Hausse wie ein kalter Regen gewirkt. Die endgültige Schätzung des Reichsamts bleibt allerdings hinter ihrer letzten Schätzung zurück; sie liegt aber weit höher als die Schätzung des Deutschen Landwirtschaftsrats. Ausserdem liegt das Mehlgeschäft nach wie vor sehr schlecht. Die Weihnachtznachfrage will sich immer noch nicht regen. Die Preisabflachungen zeigten sich mehr am Lieferungs- als am Promptmarkt. Am Promptmarkt konnten die letzten Notierungen, allerdings bei kleinstem Geschäft, gehalten werden. Am Lieferungs- markt ergaben sich grössere Einbrüche. Beide Getreidearten verlor bei der Notierung für Dezember und März eine Mark. Bei der Mainotierung ist eine Abflachung um rund eine halbe Mark festzustellen.

	<u>19.11.</u>	<u>21.11.</u>
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	196 - 198	196 - 198
Roggen	155 - 157	155 - 157
Braugerste	170 - 180	170 - 180
Futter- und Industrierogerste	161 - 168	161 - 168
Hafer	127 - 132	127 - 132
Weizenmehl	24,25 - 27,10	24,25 - 27,10
Roggenmehl	20,00 - 22,25	20,00 - 22,25
Weizenkleie	9,40 - 9,75	9,40 - 9,75
Roggenkleie	8,60 - 9,00	8,60 - 9,00

Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte: Weizen Dezember 209 - 209 $\frac{1}{2}$ (Vor- tag 210) März 211 $\frac{1}{4}$ - 211 $\frac{1}{2}$ (212), Mai 215 - 215 $\frac{1}{2}$ (215 $\frac{1}{2}$). Roggen Dez. 167 $\frac{1}{2}$ (168 $\frac{1}{2}$) März 171 $\frac{1}{2}$ - 172 (172 $\frac{1}{2}$), Mai 175 $\frac{1}{2}$ - 175 $\frac{3}{4}$ (176). Hafer Dez. 134 - 133 $\frac{1}{2}$ (134 $\frac{1}{2}$), März 136 $\frac{1}{4}$ - 136 (-), Mai - (141 $\frac{1}{4}$).

SPD. Zu den Textilunternehmen, die auch im Katastrophenjahr gut abgeschnitten haben, gehört die Gladbacher Wollindustrie A.G., trotzdem sie unter Schrumpfung der Massenkaukraft und Ausfuhrhemmungen zu leiden hatte. Die Kapazität wurde nur zu ungefähr 60 % ausgenutzt. Die Belegschaft musste um 300 auf 900 Köpfe eingeschränkt werden. Das Unternehmen verteilt eine Dividende von 9 % (im Vorjahr 11%).

Die Ravensberger Leinenspinnerei dürfte das Geschäftsjahr 1932 ohne Verluste abschliessen. Für das Vorjahr ergab sich ein Gesamtverlust von 690000 M.

SPD. Der Internationale Bergarbeiter-Verband hat beschlossen, am 3. und 4. Dezember in allen Ländern grosse internationale Kundgebungen für die Verstaatlichung des Bergbaus, die Verkürzung der Arbeitszeit und die internationale Verständigung auf den Kohlenmärkten zu veranstalten. In Deutschland finden am 3. Dezember Veranstaltungen in Gladbeck-Buer, Mörs, Oberhausen/Hamborn und in Pennzberg, am 4. Dezember in Hamm, Bochum, Gelsenkirchen, Dortmund, Essen, Recklinghausen, Aachen, Sulzbach, Neunkirchen (Saar), im Bezirk Zeiss, Hausham (Bayern), Peissenberg, Zwickau, Lugau, Mansfeld, Borna, Egel, im Geiseltal, Obernkirchen, Senftenberg, Waldenburg, Hindenburg und Beuthen statt.

Die sozialistische Frau

F R A U E N B E I L A G E D E S S P D

Nr. 90.

Stettin, den 21. November 1932.

Sorgen junger Mütter.

SPD. Drei junge Mütter sitzen beieinander, - zufällig alle aus dem gleichen Hause, - und so haben sie Zeit zu einem kleinen Plauderstündchen; denn allzu lange können sie sich von ihren stillbedürftigen kleinen Babys ja nicht entfernen. Bald sind sie bei ihrem Lieblingsthema angelangt, das sie alle begreiflicherweise zur Zeit ganz erfüllt: beim Gedeihen ihrer Neugeborenen. Da huscht ein Schatten über das Gesicht der Jüngsten, Zartesten, die wegen eines akuten Lungenspitzenkatarrhs ihr Kleines nicht selber stillen darf, sondern es zu ihrem Leidwesen künstlich ernähren muss. "Schwächlich ist es ohnehin schon," klagt die junge Mutter, "wenn es bloss nicht auch noch etwas von meiner Krankheit abbekommen hat! Und nun noch die künstliche Ernährung! Ich weiss nicht, mein kleiner Horst will mir garnicht so recht gefallen."

"Kein Wunder," meint ihre Freundin, die Frau eines Kinderarztes, "ich kann mir schon denken, woran es liegt. Neulich haben Kollegen meines Mannes gerade von der neuen Entdeckung des Professors Zondek gesprochen, der herausgefunden haben soll, dass die Frauenmilch dreimal so viel Kupfer enthält wie die Kuhmilch. Und wenn man bedenkt, was für eine wichtige Rolle die andern Schwermetalle im Körper spielen, z.B. Blei im Knochenmark und vor allem Eisen im Blut, so wäre es garnicht zu verwundern, wenn die Kuhmilch auch wegen ihres Kupfermangels hinter der Muttermilch zurücksteht! - Ich kann Dich aber trösten fährt sie, zu ihrer Freundin gewandt, fort, als sie deren betrübtes Gesicht sieht. "Man ist heute schon dabei, die Kuhmilch so mit Kupfer anzureichern, dass sie in ihrem Kupfergehalt der Muttermilch gleichkommt. Ich würde Dir raten, Deinen Arzt zu bitten, sich danach einmal ganz genau zuerkundigen."

"Dass bei Liselottes Baby die künstliche Ernährung an dem langsameren Gedeihen ihres Babys schuld ist, leuchtet ja ein," meint Frau Eva-Maria, die mondänste der drei Freundinnen. "Warum aber auch meine kleine Waltraut sich so schlecht entwickelt, ist mir vollkommen unverständlich. Sie bekommt doch die Brust und hat alle erdenkliche Pflege, - ich kann also absolut nicht begreifen, warum sie nicht so gut gedeiht wie Dein Kleines. Vielleicht hast Du dafür auch eine Erklärung bereit, Du wandelndes Konversationslexikon?" fragt sie ein wenig spöttisch die junge Arztfrau.

"Du wirst mir ja doch nicht glauben," meint die Gefragte lächelnd. "Aber ich glaube wirklich zu wissen, was an Deinem Baby gesündigt wird, - trotz erstklassiger Säuglingsschwester und hygienischem Kinderzimmer. Du rauchst zu viel, meine Liebe! Werde nur nicht gleich wütend; ich habe mir diese Erfahrung durchaus nicht aus den Fingern gesogen, sondern erst heute Morgen einen Bericht aus der Düsseldorfer Kinderklinik gelesen, in dem der dortige Arzt Dr. Emanuel mitteilt, dass er wiederholt bei Stillenden nach dem Genusse von sieben und noch mehr Zigaretten den Uebertritt von Nikotin in die Milch hat nachweisen können. Dr. Emanuel warnt darum sehr ernstlich vor häufigem Zigarettenrauchen während der Stillperiode und meint, dass bei starken Raucherinnen sicherlich mit einer giftigen Wirkung auf das gestillte Kind zu rechnen ist. Und ich glaube ganz sicher, dass er damit recht hat!" -

Nachdenklich trennen sich nach einer Weile die jungen Mütter. Ein Baby grosszuziehen, das ist doch eine sehr schwere und verantwortungsvolle Aufgabe.

Man kann wirklich gar nichts unternehmen, ohne sich jedesmal dabei zu überlegen, ob das Kind nicht Schaden davon haben könnte. Die drei beschliessen also, in der nächsten Zeit noch viel mehr als bisher nur an ihr Kind zu denken; - denn sie ahnen es schon jetzt: allzu schnell vergehen diese Monate innigsten Verbundenseins mit dem wachsenden kleinen Menschen; viel früher, als es uns lieb ist, wird das Kind selbständig und löst sich Stück für Stück vom Leben der Mutter.

Dr. Lily Herzberg.

Der Kreuzzug der Kinder.^x

Ein Kapitel weltgeschichtlichen Wahnsinns.

SPD. Es war im Juni des Jahres 1212. In einem französischen Dorfe war plötzlich ein Knabe aufgestanden und hatte erklärt, Gesandter Gottes und be- rufen zu sein, das heilige Land, das sich trotz vier grosser Ritterzüge noch immer in den Händen der "Ungläubigen" befand, für die Christenheit zu erobern. Er habe überirdische Erscheinungen gehabt, und Gott selbst habe ihm gesagt, er möchte sich an die Spitze eines Kinderheeres stellen und den Zug ins Mor- genland unternehmen.

Und so geschah es. Bald tauchten an vielen Orten Frankreichs und später auch in Deutschland Knaben auf, die Scharen grösserer Kinder um sich sammelten und unter Beten und Singen zu dem französischen Wunderknaben stessen. "Zu Gott übers Meer" oder "Ins heilige Land" war die Losung dieser Kinderhaufen. Nun hatte es freilich besonnene Geistliche und auch besorgte Eltern genug gege- ben, die diesen sonderbaren Beginnen mit der grössten Sorge zusahen, doch tauchten ebenso bald gewichtige kirchliche und weltliche Stimmen auf, die aller Ernstes erklärten, Gott habe mit diesen Kindern ein Wunder vor; ihrer Unschuld werde das gelingen, was dem wiederholten Versuche "sündhafter" Erwachsener nicht geglückt sei. Und scharf und mit der Drohung ewiger Seelenpein wurden schliesslich diejenigen getadelt, die sich dem Beginnen der Kinder in den Weg stellen wollten. So nahm das Schicksal seinen Lauf.

Dreissigtausend französische Kinder sammelten sich nach und nach um ihren Führer, den Hirtenknaben Stephan, der, pomphaft angetan, auf einem Wagen dem Zuge voranfuhr. Aus Deutschland stiessen gegen zwanzigtausend Kinder dazu. Die Fahrt übers Meer machten die Züge allerdings getrennt voneinander. Begün- stigt wurden diese jugendlichen Kämpfer- und Pilgerzüge besonders durch die in jener Zeit vielfach im christlichen Europa grassierenden religiösen Epidemien. Prediger- und Bettelmönche zogen im Lande umher, Geisslertum und tollster Aberglaube machten sich breit, an religiösen Verzückungen und eingebildeten "Erscheinungen" war kein Mangel. So war es nicht verwunderlich, dass sich dem Bettlerzuge frivol missbrauchter Kinder auch eine grosse Schar von Gesindel anschloss; Tagediebe, Verbrecher und Dirnen und auch niedere Geistliche. Heimat- und wurzellose Gestalten und Abenteurernaturen.

Nach langen Märschen war das französische Kinderheer bis in die Hafenstadt Marseille gelangt. Hier boten sich einige Kaufleute an, für die Ueberfahrt auf Schiffen zu sorgen. Gegen Gotteslohn, wie sie sagten. In Wirklichkeit sollen die Betreffenden von Anfang an die Absicht gehabt haben, an dem phantastischen Kinderunternehmen auf schändlichste Art Geld zu verdienen. Soviel die Chronik weiss, ist einem Teil der Kinder vor der Ueberfahrt bange geworden, und sie sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Einige Schiffe sind unterwegs verunglückt und tausende Kinder dabei ertrunken. Die übriggebliebene grosse Zahl aber wurde in Ägypten auf Sklavenmärkten verkauft. Mehrere tausend an den Hof des Kalifen verkaufte Kinder sind später auf Verwendung des damaligen deut- schen Kaisers wieder freigegeben worden. Die verbrecherischen Kaufleute sollen

gehängt worden sein.

Der aus Deutschland, vornehmlich der Rheingegend stammende Trupp kam, gleichfalls mit allerlei Gesindel bepackt, nach vielerlei Beschwerden über die Alpen, um über Italien ins gelobte Land zu gelangen. Doch wurde ihnen in Genua von vornherein die Stadt verwehrt, und in Brindisi verhinderte der dortige Bischof ihre Einschiffung. Die italienische Behörde, die den grandiosen Unfug dieses "Kinderkreuzzuges" erkannte, trieb die Scharen zurück, sodass den Kindern und ihrem Tross nichts übrig blieb, als unter tausend Quälen und Entbehrungen die Heimreise über die Alpen anzutreten.

Dieser Rückmarsch in die Heimat hatte etwas Verzweifelteres an sich. Hungernd, durstend, frierend, von Seuchen geplagt, ging der Weg vor sich. Wer nicht mehr mitkommen konnte, der blieb am Wege liegen. Manche suchten unterwegs im Lande zu bleiben, Mädchen fielen in trostloseste Schande, wieder andere verdingten sich in ihrer Not zu harter Arbeit. Viele tausende kamen, von Not und Elend geschwächt, in den Alpen an. Auch der Papst hatte keine Hilfe für diese jugendlichen Schwärmer, die doch für eine "göttliche" Idee missbraucht worden waren. Kalt überliess man sie ihrem traurigen Schicksal. Nach langer, trüber Irrfahrt kam, das nackte Leben durch Betteln, Arbeiten und Stehlen fristend, der Rest wieder in der deutschen Heimat an. Die Meisten durch Krankheit und Hunger ruiniert, aber geheilt von dem Wahn, den unvernünftige Geistliche, Laien und Behörden nicht rechtzeitig als solchen erkannt und unterbunden hatten.

So endete dieses Kapitel weltgeschichtlichen Wahnsinns, der zu Verbrechen an zehntausenden von Kindern geworden ist. Der nächste Kreuz- Erobererzug wurde wieder von einem deutschen Ritterheer unternommen. Eine damals zwischen dem Sultan von Ägypten und dem von Damaskus herrschende Fehde auszunutzen, gelang es diesem Zuge, Jerusalem zu erobern und zu unterwerfen. Später wurden die "Kreuzesverteidiger" wieder von Moslemscharen überfallen und aus dem Lande getrieben. Und, so sagt ein Geschichtsforscher, "nachdem das streitbare Christentum gegen den Halbmond nichts hatte ausgerichten können, wandte sich seine Kampfzier gegen die "Ungläubigen" im Lande selbst, und es traten jene Ketzerverfolgungen und Glaubenskriege ein, die den folgenden Jahrhunderten ihren blutigen Stempel aufdrückten."

J. Kliche:

Die Verkündung der Zigeunerin.^x

SPD. An einem Sommertage des Jahres 1910 verbreitete sich in einem kleinen Schwarzwald-dorfe die Kunde: "Zwei Zigeunerwagen sind angekommen; unter der Linde stehen sie!" Widerwillen und Murren erfüllte die Erwachsenen, als sie die Neuigkeit erfuhren, denn sie dachten an die sieben Gänse, den Schinken und die Wäschestücke, die im Jahre vorher beim Wegzuge der Zigeuner ebenfalls weggezogen waren! So kam es, dass die Zigeuner und ihre Weiber beim Besuch ihrer "Kundschaft" lauter verschlossene Türen vorfanden.

Nur im Hofe des Haldenbauern hatte man noch nichts von der Einquartierung gehört, da das Anwesen etwas abseits vom Dorfe lag. Diesem Umstande war es zu verdanken, dass die alte, dürre Zigeunerin, der die scheckigen Lumpen schlampig um den verblühten Leib hingen, ungehindert bis in die grosse Wohnung des Haldenhofes gelangen konnte. Dort sass gerade die junge Haldenbäuerin und nährte ihren Säugling. Als die zerlumpte Gestalt der Zigeunerin im Türrahmen erschien, stiess die junge Mutter einen jähen Schrei des Erschreckens aus: "Heilige Maria, Mutter Gottes...!" Mit der einen Hand presste sie das trinkende Neugeborene fester an ihre Brust, mit der andern bekreuzigte sie sich und das Kind. Die vom jahrzehntelangen Betteln abgebrühte Zigeu-

nerin wurde verlegen. Es war ihr unangenehm, dass sie der jungen Mutter solche Furcht eingejagt hatte. Drum begann sie im demütigsten Tone: "Verzeiht, junge Frau, ich wollt' Euch nicht erschrecken. Wollt' nur um Gottes und aller Heiligen willen um ein bisschen Milch bitten für meine Enkelkinder. Sind sieben an der Zahl. Lauter arme Würmer. Die Mutter ist beim letzten Kinde weggestorben." Während die Zigeunerin ihre Litanei hersagte, bewegte sich die Bäuerin, und zuletzt kam sogar etwas wie Mitleid über sie: "Warten Sie ein wenig! Ich will Ihnen etwas Milch für die Kleinen geben." Nun wurde die Zigeunerin zutraulicher: "Was für ein rundliches Mädelchen Ihr da kuckt! Gibt ein festes Kind! Kein Wunder bei so einer strammen Mutter....!" Die Zigeunerin redete und redete, zog dabei aus irgendeiner verborgenen Tasche verschmutzte und halbzerrissene Karten, mischte sie in den langen, dünnen Händen blitzschnell und legte sie dann auf dem grossen Eichentische ab. Mit Entsetzen beobachtete die Haldenbäuerin das Tun der Alten und rief: "Frau, lassen Sie das sein, lassen Sie das sein! Was treiben Sie da für gottloses Zeug?" Aber das Weib in den bunten Lumpen erwiderte seelenruhig: "Das ist kein gottloses Zeug. Nur die Zukunft Eures Kindchens will ich nachsehen. Das ist alles. Die Alte hob Karten auf, legte sie wo anders wieder ab und murmelte mit dem fast zahnlosen Munde unverständliche Worte vor sich hin, dann begann sie mit etwas lauterer Stimme feierlich ihre Kartenweisheit vorzutragen: "Das Kind wird geraten und gedeihen. Eine Kinderkrankheit hat es zu überwinden, aber keine Spuren zurücklässt....ungefähr im achtzehnten Lebensjahr wird es vom Elternhause fort in eine grosse Stadt gehen.." Die Zigeunerin hielt inne in ihren Prophezeiungen, wiegte gedankenvoll ihren Kopf hin und her und fuhr dann fort: "In dieser Stadt wird das Mädchen ihren Ehegemahl finden; aber merkwürdig: die Karten sagen genau, dass es ein König sein wird."

"Ein König?" fragte die junge Bäuerin, und Staunen und Neugier lagen in ihrer Stimme.

"Scher' dich zum Kuckuck, du Bettelweib; willst wohl bei der Bäuerin Erpressungen machen?" Wütend rief es der Bauer in die Stube. Er war unbemerkt in die Türe getreten und hatte gerade noch die letzten Worte der Zigeunerin gehört. Die raffte ihre Karten zusammen und war im Nu vom Hofe verschwunden.

Abends, als es schon finster war, schlich die Haldenbäuerin ins Dörfchen unter die Linde. Dort winkte sie die alte Zigeunerin heran, die vor dem Wagen auf der Erde kauerte, und musterte dabei die ganze Runde, denn sie wollte von niemandem aus dem Dorfe gesehen werden. Dann drückte sie hastig der Zigeunerin ein Bündel in die Hand. "Da, nehmen Sie für die Kleinen! Und verzeihen Sie, dass der Bauer so hitzig war!"

"Schon gut," murmelte die Alte, "aber das mit dem König stimmt. Werdet's sehn, werdet's sehn!" Damit ging das Bettelweib nach dem Wagen zurück und die Bäuerin nach dem Haldenhofe. Sie hatte den Gang unter die Linde nur getan, weil sie fürchtete, die Kartenlegerin würde ihr Kindlein behexen, und weil sie wirklich ein klein wenig an die Prophezeiungen der Alten glaubte.

Die Jahre gingen dahin. Das Mädelchen gedieh, bekam eine Kinderkrankheit und wurde auch wieder gesund. Als im November 1918 die Revolution durchs Land ging, die verschiedene Fürsten vom Throne hob, da gedachte die Bäuerin wieder an das Zigeunerweib und musste über sich selbst lachen, weil sie tatsächlich einige Zeit ganz im stillen den Königsschwindel geglaubt hatte.

Als das Mädchen älter wurde, lernte sie dies und das von ihrer Mutter und ging ihr in Haus und Feld tüchtig an die Hand. Eintönig, nur vom Wechsel der Jahreszeiten belebt, gingen für das Mädchen die Jahre ihren stillen Lauf; bis sie, kurz nach ihrem achtzehnten Geburtstage, von einer Tante aus der Landeshauptstadt mitgenommen wurde, um in einem guten Gasthause das Kochen zu lernen.

Achtzehn Jahre sind eine lange Zeit, vor allem für eine Frau, die ununterbrochen, Tag für Tag, arbeiten muss und nebenbei noch sechs Kinder zur Welt bringt, die versorgt und einigermaßen erzogen werden sollen. So ist es nicht

weiter zu verwundern, dass unter all dieser Arbeit das ehemals so lebendige Bild der alten Zigeunerin und ihre Prophezeihungen nach und nach in der Erinnerung der Haldenbäuerin verblassten und zuletzt völlig in Vergessenheit gerieten. Auch jetzt, als die zweite Ankündigung der Kartenlegerin sich erfüllte, dachte die Bäuerin nicht mehr an jenen Sommertag des Jahres 1910, sondern liess ihre Tochter nur mit dem einen Wunsche ziehen, sie möchte recht viel lernen und brav und sparsam bleiben.

In den folgenden Zeiten liefen spärliche Briefe zwischen dem Haldenhof und der Landeshauptstadt hin und her, und dann und wann kam die Tochter auch einmal zu Besuch. Da, im Vorsommer dieses Jahres, geschah es, dass wieder einmal einer jener mit steifer Schulschrift bedeckten Briefe aus der Landeshauptstadt ankam, der nun ganz unerwartet auch noch die dritte Prophezeiung des Bettelweibes wahr machen sollte. Nach verschiedenen allgemeinen Nachrichten stand da zu lesen: ".....Und nun kommt das Wichtigste. Ich möchte Euch, liebe Eltern und Geschwister, mitteilen, dass ich mich verlobt habe, und zwar mit dem Koch unsres Gasthofes. Er ist ein sehr anständiger und sparsamer Mensch, 26 Jahre alt, und heisst Bernhard K ö n i g Sobald es geht, kommen wir miteinander zu Euch."

Für die weiteren Neuigkeiten, die der Bauer aus dem Briefe vorlas, war die Haldenbäuerin taub. Sie sah nur wieder die hageren Hände der Zigeunerin, die die schmutzigen Karten mischten und dann auf dem grossen Eichentisch ablegten, und sie hörte die rostige Stimme der Alten, die zuversichtlich ihre Kartenweisheit vortrug: "...in dieser Stadt wird das Mädchen ihren Ehegemahl finden....., und die Karten sagen genau, dass es ein König sein wird." -

Erna Glatzer.

Lasst Kinder sprechen!^x

SPD. Die Wahlen sind bis auf weiteres wieder einmal vorüber, aber die politische Hochspannung ist noch keineswegs zu Ende. Von bestimmten Seiten wird auch kein Mittel gescheut, um schon für den nächsten Wahlgang Stimmvieh einzufangen. Das Hitlersche Schlaraffenlandmärchen von der Schuldenstreichung für die "allein Seligen" und nicht weit davon die Heilsbotschaft von den gültig werdenden alten Tausendmarkscheinen ziehen nicht mehr recht. Die Enttäuschungstränen vom vorigen Male haben doch schon viele Trugbilder fortgeschwemmt. Also her mit einer neuen Walze: "Lasst Kinder sprechen!"

Was aber sprechen nun die Kinder? - Neulich sehe ich meine elfjährige Freundin Ursel auf der Strasse vor mir her gehen. Schon will ich sie gewohnheitsmässig anrufen, da beobachte ich, wie sie merkwürdig zögernd vor einem Kolonialwarenladen stehen bleibt. Sie blickt sich (siehe Kino!) wie ein gelernter Meisterdetektiv um, wobei ich ihrem Späherauge trotzallem entgehe, greift darauf unbesorgt in die Tasche, steckt sich geschwind ein Abzeichen an den Pullover und verschwindet im Laden. Was hat die Jöhre bloss für Heimlichkeiten? Nun, die Lösung war sehr einfach. Es dauerte gar nicht lange, da kam meine Ursel wieder heraus. In der einen Hand hielt sie eine Schokoladenstange, an der sie bereits mit Wonne knabberte, und mit der andern netzte sie sich eine Nazi Brosche ab. Der Schreck, als sie mich plötzlich vor sich sah! "Bitte, nicht petzen!" störrte sie mit rotem Kopfe.

"Ehrensache zwischen uns! Aber wie kommst du eigentlich dazu? Du weisst doch..."

"Is ja nur wegen der Schoko, Tante."

"Was soll denn das heissen?"

"Na, jedes Kind, das mit Naziabzeichen hier einkauft, darf sich eben die Stange aussuchen. Knorke, Mensch!"

Der letzte Bissen wird sorgfältig aufgeschleckt, und ich bekomme freiwillig noch weitere Auskünfte. "Weisste, Tante, wir Kinder von derstrasse wissen von jedem Fritzen, wann er was zugibt. Du, wir lachen uns kaputt! Wenn Du vielleicht mal'n Stahlhelmbzeichen findest, da könnt' ich Murmeln drauf kriegen, und beim Budiker Z. gibt's mit 'nem "Rotfront" Negerkisse. Mein Freund Fritz zum Beispiel (zehn Jahre alt) hat die ganzen Dinger und steht sich wirklich glänzend dabei. - So'ne Doofköpfe!" schliesst sie im Brustton tiefster Ueberzeugung.

Wie hat sich in solchem Falle eine Tante zu verhalten? Böse werden? - Zwecklos! - Vorträge halten? - Sinnlos! - Meine sehr intelligente kleine Freundin weiss ganz genau, warum sie ein schlechtes Gewissen hatte, als sie mich erblickte, und der Sache selbst hat sie ja schon ihr Urteil gesprochen. Also gönnen wir uns beiden das Vergnügen, in ein herzliches Gelächter auszubrechen ob dieser Sorte menschlicher Dummheit. Und danach einigen wir uns darüber, dass es doch wohl ein bisschen schmierig ist, diese Dummheit auf solche Weise auszubeuten.

Immerhin erschien mir dieses Erlebnis wichtig genug, um mir mal Urselchen Freundeskreis, Fritz den Tüchtigen und die ganze übrige Blase, näher zu begucken. Es waren alles famose Kinder, ohne Spur einer berechnenden Verderbtheit nur eben mit einer tüchtigen Portion gesunder Selbständigkeit, wie sie das Leben heute schon auch von den kleinen Menschen verlangt. Wie sie sich später entwickeln werden, kann man natürlich jetzt noch nicht wissen, aber eins ist sicher: bestimmt nicht im Sinne der gütigen Spender von "Hakenkreuzschoko", "Stahlhelmmurmeln" und "Rotfrontnegerküssen".

E.B.

SPD. Ein süsses Hündchen.^X Tante Therese ging mit ihrem Mops spazieren. "Einen komischen Köter haben Sie da", sagte ein kleiner Junge zu Tante Therese.

"Das ist kein Köter, das ist mein Pussi", verwies ihn die Tante.

"So?" staunte der Junge. "Er ähnelt aber doch entfernt einem Köter."

SPD. Das kleinere Uebel.^X Der Vesuv begann wieder ein bisschen unruhig zu werden. Frau Savarese in Neapel bekam Angst vor einem eventuellen Erdbeben und schickte ihre beiden Söhne Mario und Carlo nach Rom zu ihrem Bruder. Nach drei Tagen erhielt sie eine Depesche: "Hole Mario und Carlo sofort zurück und schicke Erdbeben!"

SPD. Allzu wörtlich genommen.^X Tante Lucie ist eine Erbtante. Tante Lucia kommt zu Besuch. Der kleine Paul geht um sie herum. "Wo hast du denn deinen Busch, Tante?" fragt Paul.

"Wieso Busch?"

"Nun, weil Papa gesagt hat, er wollte mal bei dir wegen der Erbschaft auf den Busch klopfen....."

SPD. Grössenwahn.^X Frau Tuff hat das grosse Los gewonnen. Frau Tuff ist seitdem der Kamm ganz ungeheuerlich geschwollen. Neulich frage ich sie nach ihrem kleinen Söhnchen: "Kann es denn schon laufen?"

"Oh ja, aber Gottseidank hat ja der Junge das nicht lange nötig."

Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S.P.D.

Berlin, den 21. November 1932

Sintflut über Midland.^x

SPD. "Hallo! Hier Wetter=A.G. Cincineati!"

"Hier Universal Film. Es spricht Direktor Melett. Wir brauchen sofort Regen für Aufnahmen. Können Sie das machen?"

"Regen, so viel Sie wollen, Direktor Melett!"

"Dann nehmen Sie das nächste Flugzeug und kommen Sie nach Midland in Texas! Wir filmen hier."

"All right!"

Eine Stunde später klettert der magere Professor Yates von der Wetter=A.G. Cincienati in ein Flugzeug. Er ist gelaufen wie der Teufel zum nächsten Auto und dann am Flugplatz zum nächsten Flugzeug, um ja keinen Augenblick zu versäumen. Nun verschnauft er und steckt sich eine mächtige Carvagal-Zigarre zwischen die Lippen. Befriedigt stellt der Regenmann fest, dass das Flugzeug bereits über den Golden River hinweg ist. In sechs Stunden wird man am Ziel sein. - -

"Sie sind Professor Yates?"

"Der bin ich."

"Ich bin Direktor Melett, Herr Professor. Wir brauchen Regen zum Filmen. Alle Szenen im Sonnenschein sind aufgenommen. Jetzt fehlt nur noch der Regenakt. Indischer Regen, verstehen Sie, Herr Professor! Es muss schütten, schütten, wie es eben in Indien schüttet. Können Sie das machen?"

"Alles können wir machen, Mister Melett."

"Kostet?"

"Dreitausend Dollar und Spesen".

"Gemacht."

Zehn Minuten später ruht ein Scheck auf fünftausend Dollar in der Briefftasche des Professors...

In den Morgenstunden des nächsten Tages blickt Professor Yates zum Himmel empor. Der ist bewölkt. Von Regen keine Spur.

"Was ist mit dem Regen, Herr Professor?"

"In zwei Stunden, Herr Direktor!"

Professor Yates arbeitet nach der Methode des Wettergelehrten Wigant. Er lässt in Säcken elektrisch geladenen Sand verpacken und ladet das Flugzeug voll damit. "Ueber die Wolken rauf!" befiehlt er dem Piloten.

Zwanzig Minuten später ist man tausend Meter hoch, über den Wolken. Und nun geht es in rasender Fahrt hin und her über die Wolken: eine Streumaschine zerpulvert den Sand mit seiner Elektrizität über den Wolken.

"Die ersten Tropfen!" stellt Direktor Melett befriedigt fest, der bis jetzt ungeduldig auf der Terrasse gesessen hat und einen Jee shaker nach dem anderen getrunken - nein, gesoffen - hat.

"Aufnahmen heraus!" brüllt der Regisseur. Die Telephone machen Kettenleistungen, um die Stars aus ihren Villen zu holen.

Man filmt. Es regnet. Es schüttet. Wie in Indien schüttet es. Der Direktor ist sehr zufrieden. "Verdammt braver Kerl, dieser magere Professor Yates! Dieser Regen allein schon ist ein Welterfolg. Die Indier werden schauen, wie es in ihrem Indien regnen kann!" - -

Professor Yates kommt in die Direktion. "Zufrieden, Herr Direktor?"

"Fabelhaft! Wie lange wird es regnen?"

"Solange Sie wollen, Herr Direktor."

"Noch zwei Tage."

Professor Yates steigt wieder auf und streut geladenen Sand über den Wolken aus. Und es schüttet. Schüttet ärger als in Indien. Die Strassen stehen unter Wasser, die Bahndämme werden unterwaschen, das Land wird zu einem Sumpfgelände.

"Genug!" brüllt Direktor Melett.

Professor Yates sieht fassungslos zum losgelassenen Element empor

"Streuen Sie einen andern Kram aus, dass es aufhört!"

"So weit ist die Wissenschaft noch nicht", erklärt kleinlaut der Professor.

"Wir werden hier ertrinken. Meine Stars, meine Statisten, ich selbst und schliesslich auch meine Aufnahmen. Der ganze Film ersäuft, wenn nicht sofort Schluss mit dem Regen wird!"

Der Direktor läuft in Wasserstiefeln verzweifelt auf der Terrasse des Prince-Hotels herum.

"Meine Villa ist fortgeschwemmt!" schreit der Star Milla Doo.

"Dort schwimmt mein Auto!" gröhlt verzweifelt Pizzi Kaka.

Und es schüttet, schüttet....

Der Film "Die indische Perle" konnte niemals in die Öffentlichkeit gelangen, denn er ist samt allen Darstellern in Midland in Texas ertrunken. Professor Yates von der Wetter-A.G. in Cincinnati ist wegen Unfähigkeit entlassen worden und nach Island geflüchtet, wo er eine Nordhühnerfarm mit elektrischer Befruchtung betreibt, denn er kann nun einmal von den Segnungen der Elektrizität nicht lassen. Es ist abzuwarten, welche Erfolge er auf diesem Gebiete erzielen wird.

Die Zeitungen werden im Jahre 1950 ganz genaue Berichte über diese Sintflut über Midland in Texas bringen. Einstweilen experimentiert Professor Yates herum, wie man Regen aufhören lassen könnte. Er ahnt noch gar nicht, welche Überraschungen ihm bevorstehen!

Klaus Klausen.

Die Totenkarawane.

SPD. Von der letzten Station, die wir verliessen, trennte uns ein achtstündiger scharfer Ritt durch eine wasserlose, öde Gegend am Rande der gefährlichen Salzwüste in Zentralpersien. Der Mond illuminierte den Wahrtausende alten Karawanenweg zwischen Kerman und Yezd, auf dem einst der berühmte Reisende des Mittelalters, Marco Polo, nach Osten gezogen war, um nachher als erster Europäer die Märchen von Tausendundeiner Nacht dem Abendlande zu verkünden. Der Europäer von heute, der auf Persiens einsamen Karawanenwegen einem bestimmten Ziele entgegenreitet, denkt sachlicher. Er flucht über die schlechten Wege, schimpft auf den schier ewig klaren Himmel und die grausame, fürchterliche Wüstensonne und ist schliesslich froh, wenn er sein Ziel erreicht hat.

So auch wir beide, ein Engländer und ich, die wir von Kerman nach Yezd reiten, einer Hochzeitseinladung des englischen Telegraphendirektors in Yezd zu folgen. Ab und zu ziehen kleinere Karawanen an uns vorüber, oder einsame Pilger wallfahren nach Mekka in Arabien, um nach zwei- bis dreimonatigem Marsche dort die Segnungen der heiligen Wasser Mohameds zu empfangen. Der heissen Sonne wegen hatten wir am Mittag in einer Teehütte am Wege Rast gemacht und bis zum Abend geschlafen, um für unsern nächtlichen Ritt neue

Kräfte zu sammeln. Es war etwa gegen 2 Uhr Nachts, als uns ein immer deutlicher hörbares Glockenklingen aus weiter Ferner ankündigte, dass sich eine grössere Kamelkarawane vor uns befand, die scheinbar gleichfalls auf dem Wege nach Yezd war. Wir beschlossen, uns der Karawane da vorn anzuschliessen, und setzten zu einem scharfen Galopp an. Aber schon nach einer Viertelstunde machte der vorausseilende Engländer halt. Ein unangenehmer Geruch wurde uns vom Winde entgegengetragen; je mehr wir uns der Karawane näherten, desto betäubender wirkte er. Wir waren der Meinung, dass wir jede Minute bei zwei, drei verendeten Pferden oder Kamelen vorüberkommen würden, die, von den Strapazen unterwegs zu Tode ermattet, hier langsam verendet waren, denn ein gläubiger Mohamedaner tötet diese unbrauchbar gewordenen Tiere nicht, sondern spannt sie aus und überlässt sie am Wege ihrem traurigen Schicksal.

Als sich jedoch kurz vor uns die schattenhaften Umrissse der Männer und Kamele einer Karawane von dieser salzzerfressenen, sandigen, nachtdunklen Ebene abhoben, gewahrten wir zu unserm grössten Entsetzen, dass sich vor uns langsam eine Totenkarawane westwärts bewegte, heilige schiitische Tote, aus allen Gegenden des persischen Reiches gesammelt, die nach zwei- bis drei-monatigem Marsche durch halb Vorderasien schliesslich in Kerbela in Mesopotamien neben ihrem Glaubenshelden Schah Imam Hussein zur letzten Ruhe bestattet werden. "Vorwärts, vorwärts!" rief mit der Engländer zu. Das Taschentuch vor Mund und Nase gepresst, sprenghen wir in wildem Galopp vorwärts, auf die Karawane zu, um sie des uns entgegenstehenden Windes wegen zu überholen. Als wir seitwärts an der Karawane vorbeifuhren, bemerkte ich, wie selbst die Maultiere und Kamele, die diese unheimlichen Lasten trugen, mit eingezogenen Köpfen dahinschritten. Die Treiber gingen 20 bis 30 Meter entfernt neben den Tieren und nahmen von unserm Erscheinen wenig Notiz, da sie gewohnt sind, gemieden zu werden. Zurufe, wie sie bei Handelskarawanen üblich sind, waren nur selten. In ganz primitiven Brettersärgen oder auch nur in ein Stück Leinwandtuch gehüllt lagen die Toten, wie Kisten angeschnürt, auf dem Rücken der Tiere. Stärkere Tiere führten 5 bis 6, schwächere 2 bis 3 Leichen auf ihrem Rücken. Die Tiere sind nur höchstens 2 bis 3 Jahre lang brauchbar für eine Totenkarawane; dann kann man sie für ein Spottgeld kaufen, aber niemand will sie haben, weil sie zu andern Arbeiten nicht mehr fähig sind. Die Unternehmer jedoch, die diese Leichen sammeln und nach Kerbela führen, sollen dabei sehr viel Geld verdienen, denn es ist Ehrensache für einen wohlhabenden gläubigen Schiiten, nach seinem Tode in Kerbela beige-

setzt zu werden. Bald hatten wir die Spitze der Karawane erreicht, ein kurzer Grusswechsel mit dem Führer, einem alten Araber, "Salem Aleikum, Aleikum Salem", und wir liessen die Karawane in unserm Rücken. Das monotone Glockengeläute wurde immer schwächer; wunderbare kühle Nachtluft belebte wieder Herz und Lunge, und als der Morgen dämmerte, gelangten wir bei einer kleinen Karawanserei an und legten uns dort todmüde in den Schatten eines Grantapfelbaumes nieder. Der "Spuk der Nacht" mochte wohl etwa 30 Kilometer hinter uns liegen.

Als wir uns um 5 Uhr Nachmittags zum letzten Nachtritt fertig machten, war auch die Totenkarawane schon herangekommen und machte ungefähr 300 Meter von der Oase entfernt Rast. Der Führer kam mit seinen Leuten in die Karawanserei, um sich zu stärken. Bei einer Pfeife Opium erzählte er mir von allen den grösseren Herren, die er schon nach Kerbela getragen hätte. Auf einem Papyrus waren die Namen derer verzeichnet, die er jetzt in die Erde bringen sollte, die dereinst das ewige Paradies der Menschheit werden würde; laut königlicher Order, geschrieben und versiegelt.

Nicht alle Toten, die die Karawane beherbergt, kommen nach Kerbela. Es sind einige Frauen dabei, die nach Kum, einem Wallfahrtsort an der Strasse Teheran-Ispahan, gebracht werden, um dort auf einem Frauen-Friedhof, einem der grössten der Welt, beige-

sprochen, als Fatima, eine Verwandte von Imam Rizza, einem grossen Schiiten, auf einer Reise durch Persien hier erkrankte und starb. Seitdem sehen es vornehme Perserinnen als ihr grösstes Glück an, in der Nähe dieser heiligen Frau begraben zu werden. Auch viele Pilgerinnen kommen nach Kum, um am Grabe Fatimas Leibesseggen zu erbitten.

Bald verliessen wir den alten Araber und seine Begleiter und ritten zur Karawanserei hinaus. Als wir den Weg nach Yezd einschlagen wollten, sahen wir, dass sich die Totenkarawane in gemessenem Abstände von der Karawanserei direkt am Wege nach Yezd niedergelassen hatte, während sie noch vor einigen Stunden auf der andern Seite des Gebäudes gelagert hatte. Nach der Ursache dieses Platzwechsels befragt, erklärte mir einer der Eingeborenen, dass sich mittlerweile der Wind gedreht hätte und Totenkarawanen stets so lagern, dass der Wind die unangenehmen Dünste von den Häusern fernhält. Wir ritten nun einen Kilometer seitwärts in die Wüste hinein, sprengten dann direkt nach Norden, gelangten drei Stunden später wieder auf die Strasse nach Yezd und kamen dort am andern Morgen an.

Die seltsame Karawane mit ihren bleichen, stumpfsinnigen Begleitern und die steten tieftraurigen Blicke der Pferde und Kamele beim Marsche durch diese unbeschreiblich wüste Gegend zu nachtdunkler Zeit hinterliessen in uns einen tiefen Eindruck, den selbst die Hochzeitsfestlichkeiten im Hause des englischen Telegraphendirektors in Yezd nicht verwischen konnten.

Giselher Mumm.

Flug über Bessarabien.^X

Von unserm Balkankorrespondenten.

SPD. Zu den wenig bekannten Gebieten Europas gehört auch Bessarabien, obschon es nach dem Weltkriege und besonders während der letzten Wochen in Verbindung mit den Verhandlungen zwischen Rumänien und der Sowjetunion über den Abschluss eines Nichtangriffspaktes in der Tagesgeschichte oft genannt worden ist. Diese zwischen dem Schwarzen Meer, Dnjestr, Pruth und der unteren Donau gelegene Provinz, die am Ende des Weltkrieges von Russland abgetrennt und zu Rumänien geschlagen wurde, ist der südöstlichste Teil des zwischen Ostsee und Schwarzem Meere sich hinziehenden Länderstreifens, der heute vielfach als Zwischeneuropa bezeichnet wird.

Vor der Reise nach Bessarabien vernahm ich immer wieder den wohlge-meinten Rat: "Seien Sie nur recht vorsichtig, damit Sie nicht hoppgenommen werden, denn dort drüben befehlen die Militärs, die nicht viel Federlesens machen." Um für alle Fälle gewappnet zu sein, verschaffte ich mir neben den zahlreichen x-mal beglaubigten Ausweispapieren, die man in diesem Teil Euro-pas tunlichst immer bei sich hat, noch ein amtliches Empfehlungsschreiben, das ich wie einen kostbaren Schatz verwahrte. Angesichts der endlos langen und beschwerlichen Bahnfahrt von Bukarest nach Kischinew, der Hauptstadt Bessarabiens, die einen vollen Tag währt, wählte ich den Luftweg, da das Flugzeug die gleiche Strecke in nur dreieinhalb Stunden zurücklegt. Uebri-gens dürften auch die Flugpreise der rumänischen Luftverkehrsgesellschaft die billigsten in Europa sein. Kostet doch das Flugbillett Bukarest-Kischinew nur 615 Lei (etwa 15 RM), während sich die Fahrkarte dritter Küte Personen-zug auf 635 Lei stellt. Und darüber hinaus: Die rumänischen Fluglinien, die vor drei Jahren eingerichtet wurden, sind bisher trotz täglichem Verkehr mit 100 Prozent Sicherheit befliegen worden.

Es ist ein schöner, warmer Spätherbstmorgen. Ueber dem Bukarester Flug-platz Baneasa uben zahlreiche Maschinen der Militärfliegerabteilung. Die Win-

termonate stehen vor der Tür, und man scheint es mit der Ausbildung neuer Kampfflieger sehr eilig zu haben. Das Passagierflugzeug, das uns nach Kischinew tragen soll, ist noch nicht startbereit. Der Flugkapitän sitzt vor der Kantine und stärkt sich für die ihm bevorstehende Anstrengung mit einem Schoppen feurigen Dragaschaner Weines. Auch hier in Rumänien gilt das orientalische "Jawasch=Jawasch": immer langsam voran! Inzwischen bemächtigt sich die Flugverwaltung meines Photoapparates, der vorsorglich eingepackt, versiegelt und im Gepäckraum eingeschlossen wird. "Photographieren aus dem Flugzeuge streng verboten!" ist überall angeschlagen. Wie überall im Südosten Europas grassiert auch in Rumänien das Spionendelirium. So mancher arme Teufel wanderte schon hinter schwedische Gardinen, obwohl er mit einem Spion so wenig gemeinsam hatte wie ein Araber mit einem Bess=Araber...

Endlich, mit anderthalbstündiger Verspätung, hebt sich unser Riesenvogel in die Lüfte und reckt seinen Hals in nordöstlicher Richtung, der unteren Donau zu. Bukarest bleibt links im bläulichen Herbstdunste liegen. Unter uns dehnt sich weit die walachische Tiefebene. Flachland, nichts als Flachland, friedlich und schmucklos. Nirgends ein Hügel, nirgends ein Wald, selten ein Baum und Strauch. Die Linienführung der Landschaft ist von peinlich genauer und geradezu geometrischer Gleichförmigkeit. Doch das Auge hat keine Landeweile. Die schrägen Strahlen der Morgensonne zaubern auf der weiten, unübersehbaren Fläche ein Farbenspiel von berückender Schönheit vor. In zarten Pastelltönen wechselt das Silbergrau der herbstlichen Stoppelfelder mit dem satten Braunrot der gepflügten Aecker. Darüber hinweg streichen die tiefblauen Schatten vereinzelt treibender Wolken, die sich von dem mächtigen, phantastisch geformten Wolkengebirge vor uns losgelöst haben. Der Pilot reckt sein wettergebräuntes Gesicht über die Schutzscheibe und mustert die gewaltige Wolkenwand. Noch ein Blick auf Kompass und Barometer, und seine Hände ziehen langsam das Höhensteuer an: 1200 - 1500 - 2000 Meter. Endlich ist es geschafft. Der schneeige Koloss vor uns ist erklimmen, und wir gleiten jetzt über einem leuchtend weissen Wolkenmeere dahin, das von gewaltiger Pracht ist. Eine neue Welt von wunderbarer atmosphärischer Erscheinung offenbart sich dem Auge. Zu schnell rast die Maschine, um dieses herrliche Erlebnis tief, für immer, in sich aufzunehmen. Hier und da auftretende Wolkenlöcher lassen einen Durchblick der Orientierung auf die dem Geiste bereits weit entrückte Erde. Zahllose Wasserrinnen, Seen und Sümpfe zeigen uns, dass wir bereits über dem Donaudelta sind. Plötzlich verstummt der wilde Gesang des Motors, und wir stossen durch ein Wolkenloch hinunter. Heftige Böen zerren an den Tragflächen, doch das Flugzeug zwingt sich trotzig und unbeirrt seinen Weg durch die links und rechts aufragenden Wolkenberge. Dicht vor uns taucht ein Häusermeer auf, eingerahmt von Flussläufen. Es ist Galatz, der grösste Donauhafen Rumäniens, der zwischen den Mündungen des Sereth und Pruth liegt.

Nach kurzer Zwischenlandung und Uebernahme neuer Passagiere startet das Flugzeug nach Kischinew. In niedrigem Fluge überquert es den Bratescu=See, dahinter die ehemalige russische Grenze und hält sich dann in nördlicher Richtung immer über dem muldenförmigen Pruththale, das, soweit das Auge reicht, versumpft ist. Die Landschaft zu beiden Seiten des Tales ist hügelig und unruhig. Sie zeigt jene Formen, die für den grössten Teil Bessarabiens typisch sind: langgestreckte, schmale Riedel, deren Rücken nur selten grössere ebene Flächen aufweisen. Hier und da kleben an den Abhängen kleine, unregelmässig gebaute Dörfer, die meistens einen trostlosen Eindruck machen. Solche armseligen Ortschaften habe ich nur noch in den wohlhynischen Sümpfen und in Anatolien gesehen. Da die Maschine wegen der niedrig treibenden Wolken in kaum 50 Meter Höhe dahinfliegt, bieten sich dem Auge die grosse Armut und Primitivität der Bevölkerung dieses Grenzlandes in voller Nacktheit dar: kleine ungetünchte Lehmhütten, nur wenige Meter hoch und mit Strohschindeln bedeckt. Lange Baracken, oft mit halb zerfallenem Mauerwerk, dienen als

Scheunen und Ställe. Riesig breite, grundlose Dorfstrassen, mit unzähligen Wassertümpeln bedeckt, lassen erkennen, dass wohl nie eine pflegende Hand an sie gelegt worden ist. Trotz dem reichen Boden haust die bessarabische Bauernbevölkerung in elenden Verhältnissen. Gewiss, die russischen Grossgrundbesitzer und rumänischen Bojaren haben den grössten Teil ihrer riesigen Ländereien bei der Bodenreform abtreten müssen; doch den Bauern war mit der Landzuteilung wenig geholfen. Es fehlte der landwirtschaftliche Kredit, und der Bauer lieferte sich wucherischen Geldgebern und damit einer neuen Sklaverei aus, in der er heute mehr denn je schmachtet. Jede Ortschaft, die wir überfliegen, trägt den Stempel tiefster Armut, trotz den vielfach prunkvollen Kirchen, die sich hoch über den Elendshütten erheben...

Dicht vor dem Städtchen Leowa kreuzen wir eine uralte Landmarke, den Oberen Trajanswall, der sich vom linken Pruth- zum rechten Dnjestr-Ufer erstreckt und unter der Herrschaft des römischen Kaisers Hadrian angelegt wurde. Abteilungen römischer Legionen, so der V. Mazedonischen, hatten hier ihren Standort. Auch dieser mächtige und über 100 km lange Wall legt Zeugnis dafür ab, dass Bessarabien von jeher ein Grenz- und Durchgangsland gewesen ist und stets einen Zankapfel gebildet hat. Auch heute wieder ist die "bessarabische Frage" eins der grössten Schmerzenskinder der rumänischen Aussenpolitik, deretwegen erst vor wenigen Wochen eine Regierung gestürzt wurde.

Hinter Leowa verlässt das Flugzeug den Flusslauf des Pruth und wendet sich in scharf nordöstlicher Richtung dem nahen Kischinew zu, dessen hellrote breite Dächer bald sichtbar werden. In weitem Bogen wird die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und kerzengeraden, endlos langen Strassen überflogen, und nach einigen engen Spiralen, in denen der neben mir sitzende Passagier, der während des ziemlich böigen Fluges schon recht bleich dreingeschaut hatte, zuguterletzt noch zur "Nottüte" greift, setzen wir leicht federnd auf dem Flügellande auf. Die Junkers-Maschine hatte trotz dem bockigen Wetter hinter Gaiatz vorzügliche Arbeit geleistet, ebenso auch ihr stämmiger Pilot. Wohl deshalb, weil beide gut "geschmiert" waren. Und noch während des Fluges, als ich die sichere Steuerung des Apparates verfolgen konnte, hatte ich dem Piloten den nicht kleinen Humpen Wein von Baneasa längst verziehen.

Dr. Alfred Laufer.

Das sonderbarste Geld.^x

SPD. Die gewichtigste aller Währungen ist wohl auf der heute zu Japan gehörenden Karolineninsel Yap zu Hause. Denn die Fe-Münze der Insel Yap ist nichts anderes als ein kreisförmiges Stück Stein, in dessen Mitte ein Loch gebohrt ist. Je nach ihrem Nennwerte haben diese Münzen einen Durchmesser von 30 bis 75 Zentimetern und ein Gewicht von 6 bis 70 Kilogramm. Für die grösste Fe-Münze bekommt man auf der Insel Yap 10.000 Kokosnüsse oder - eine Frau, falls man nach ihr Verlangen trägt.

Die kleinste Münze, die einst in Indien geprägt wurde, ist ein winziges Stückchen Gold - etwa so gross wie ein Stecknadelknopf und im Werte von ungefähr zwei Pfennigen.

Die grösste aus Metall geprägte Münze ist ein kupfernes 8 Taler-Stück, das einst im kupferreichen Schweden im Umlauf war und nicht weniger als 15 Kilogramm wiegt.

Im Internationalen Geldmuseum der New Yorker Chase-Bank, wo diese sonderbaren Münzen ausgestellt sind, kann man auch eine deutsche Banknote im Nennwerte von einer Billion Mark bewundern. Der Museumskatalog fügt hinzu, dass alles Gold der Welt bei weitem nicht ausgereicht hätte, die Note zum Metallwert einzulösen, wenn - ja, wenn die Reichsmark damals ihren heutigen Kurs

gehabt hätte. Zur Zeit ihrer Ausgabe war sie etwa 24 amerikanische Centa wert. Auch amerikanischer Dollar aus Zinn, europäisches Notgeld aus Leder, Samt und Holz und russische Platinmünzen aus dem 19. Jahrhundert werden in diesem Museum zur Schau gestellt. Das älteste Stück der Sammlung ist unzweifelhaft ein aus dem Jahre 3000 vor Christi Geburt stammendes auf Ton geschriebener babylonischer Schuldschein.

Zwei vielbewunderte Kuriositäten sind der auf den grössten und der auf den kleinsten Betrag der Welt lautende Scheck. Der eine lautet auf die runde Summe von 146 Millionen Dollar und wurde im Jahre 1925 der amerikanischen Firma Dodge Brothers tatsächlich bar ausbezahlt. Der andre, von Henry Ford stammend, lautet auf einen amerikanischen Cent.

L.K.

Macht ist nicht immer Wissen.^x

SPD. Im vormärzlichen Oesterreich wurden Dichter und Schriftsteller von der Zensur unerhört schikaniert. Grillparzer, Hebbel u.a. wussten davon ein Lied zu singen. Besonders gefürchtet war der Oberzensor Hofrat Hoch in Wien, ein unwissender und anmassender Mensch. Eines Tages liess er den Zensor Deinhardstein zu sich kommen und machte ihm Vorwürfe, weil Deinhardstein ein Buch des Sprachforschers Heinsius hatte durchgehen lassen. "Wissen Sie denn nicht", fuhr Hoch seinen Untergebenen an, "dass Heinsius ganz unzuchtige Sachen schreibt?" (Er verwechselte den biedereren Heinsius mit Goethes Zeitgenossen Wilhelm Heine), dem Verfasser des Romans "Ardinghello", der für sehr anstösslich galt und gerade damals wieder einmal von sich reden machte.) Deinhardstein klärte seinen Vorgesetzten schonend auf.

Nach einigen Wochen kam ein Buch Heinrich Heines an, und der Zensor setzte pflichtschuldig den Vermerk "Dammatur!" (Wird verdammt, d.h. verboten!) darauf. Hoch sah den Vermerk und liess wutentbrannt den Zensor rufen. "Haben Sie mir nicht erst neulich gesagt", donnerte er den Unglücksraben an, "der Heine sei ein harmloser Sprachforscher? Warum wollen Sie denn sein Buch verbieten?" Der Zensor war wie vom Schlage gerührt: so viel Unwissenheit und Oberflächlichkeit waren ihm noch nicht vorgekommen.

Es ist nur ein Glück, dass diese vormärzliche Geistesenge schon hundert Jahre zurückliegt. Heute sind ja, wie wir alle wissen, die Machthaber, namentlich in Deutschland, sehr unterrichtet und sehr aufgeklärt. Oder wagt etwa jemand, daran zu zweifeln?

K.Qu.

SPD. Die Probe aufs Exempel.^x Herr Schmalz ging in eine Drogerie: "Ich hätte gern 8 Haarwuchsmidl."

"Da gann ich Ihnen Wachsbald empfehlen", sagte der Drogist.

"Dauchd denn das was?"

"Das is grossardch. Das wirgd furchdbar schnell. Wir haben dausende von Empfehlungsschreiben."

Herr Schmalz zwinkerte den Maman: "Na gud. Dann schmieren Sie sich mal 8 bissjn drvon auf Ihre Gladze, und eine Woche sehbdär gomme ich noch mal widdr und sähe nach, ob's gewirgd had..."